



Kulturforschung Graubünden
Perscrutaziun da la cultura grischuna
Ricerca sulla cultura grigione

Kulturforschung Graubünden

Institut für Kulturforschung Graubünden

Das Institut ist eine in Chur domizilierte, unabhängige Forschungsinstitution. Zudem unterhält das Institut eine Aussenstelle in Sils Maria. Es betreibt und fördert geistes-, sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung mit allgemeinem Bezug zum Alpenraum unter besonderer Berücksichtigung von Graubünden und dessen Nachbarregionen.

Verein für Kulturforschung Graubünden

Der Verein wurde 1986 gegründet und umfasst rund 570 Mitglieder (Privatpersonen, Gemeinden, Vereinigungen, Institutionen und Firmen). Sein Ziel ist die Förderung und Vermittlung wissenschaftlicher Arbeiten zu den Bündner Kulturen.

Mitgliedschaft im Verein

Einzelpersonen CHF 30.–

Paarmitgliedschaft CHF 50.–

Gemeinden, Vereine, Firmen CHF 100.–

Studierende und Jugendliche in Ausbildung gratis. Alle Mitglieder erhalten die *Mitteilungen* jährlich unentgeltlich zugesandt, sowie die digitalen Newsletter zu allen Veranstaltungen von Verein und Institut.

Verein für Kulturforschung Graubünden

Reichsgasse 10, CH-7000 Chur, Telefon +41 81 252 70 39



Anmeldung unter
info@kulturforschung.ch
kulturforschung.ch

Jahresabonnement *Bündner Monatsblatt*

Die seit 1850 erscheinende Zeitschrift bietet der Leserschaft Artikel zur Landesgeschichte, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Kunst- und Kulturgeschichte, Architektur, Volkskunde und Sachkultur. Abotarife: Schweiz CHF 67.–, Mitglieder Verein für Kulturforschung Graubünden CHF 62.–, Ausland CHF 121.–, Einzelheft CHF 28.–

TITELSEITE

links: Kolorierte Ansicht vom Bahnhof auf die Churer Altstadt, um 1900 (siehe S. 29). Bestand Photoglob / Fotostiftung Graubünden

rechts: Die Hexenprozessakten des Bergells im Archivio di Circolo Bregaglia (siehe S. 12). Foto: Elena Giacometti

	EDITORIAL
4	ANKOMMEN
	VEREIN
5	40 JAHRE KULTURFORSCHUNG GRAUBÜNDEN
	PERSONELLES
8	WECHSEL IM STIFTUNGSRAT
	FORSCHUNGSNETZWERK
9	EINE NEUE ALLIANZ ZUR ALPENFORSCHUNG
	MITGLIEDEREXKURSION 2025
10	AUF DEN SPUREN VON ALOIS CARIGIET
	WERKSTATTBERICHT
12	DETEKTIVISCHE FORSCHUNG ZUR HEXENVERFOLGUNG
	HISTORISCHE SOZIOLOGISTIK
17	DIE CHRONIK DER CHURER FAMILIE TERZ
	GLETSCHER IN DER LITERATUR
22	STERBENDE «EISGEBURTEN» – VERSPRACHLICHUNG DER GLETSCHER
	CHUR LITERATOUR
27	MIT GESCHICHTEN DIE STADT NEU ERLEBEN
	MIRELLA CARBONE UND JOACHIM JUNG IM GESPRÄCH MIT FLURINA GRAF
32	20 JAHRE AUSSENSTELLE IKG IN SILS IM ENGADIN
	TAGUNG
35	«BAUERNKRIEG» OHNE KRIEG
	PUBLIKATIONEN
36	NEUERSCHEINUNGEN 2025

ANKOMMEN



Rachele Delucchi am Eingang des ikg in Chur.

Foto: Peter de Jong

Rachele Delucchi | Als ich Mitte September die Tür des Instituts für Kulturforschung Graubünden an der Reichsgasse 10 in Chur öffnete, fragte ich mich, was Ankommen eigentlich heisst. Sicher war: Mit einem Handgriff war es nicht getan – ebenso wenig mit einer Schlüsselübergabe. Ankommen erwies sich vielmehr als ein Prozess, der zwischen Menschen entsteht: dort, wo man einander mit Neugier zuhört, wo Zeit und Raum gewährt werden, wo Fragen gestellt, aufgenommen und weitergetragen werden. Ein solcher Prozess verlangt Geduld, setzt Offenheit voraus und gewinnt erst im gemeinsamen Tun an Konturen.

Dieser erste Schritt über die Schwelle des ikg markierte für mich einen bewussten und zugleich mutigen Übergang. Nach vielen Jahren in der Akademie – zunächst als Studentin und Doktorandin der italienischen Sprachwissenschaft an der Universität Zürich, später als Studentin der Geschichte und Philosophie des Wissens und schliesslich als Oberassistentin an der Professur für Technikgeschichte der ETH Zürich – begann für mich ein neues Kapitel. Neue Räume, neue Aufgaben und nicht zuletzt eine neue Kulturlandschaft warteten auf mich.

In den letzten Monaten bedeutete Ankommen deshalb weit mehr als die tägliche Rückkehr an die Reichsgasse. Es führte

mich über zahlreiche weitere Schwellen: in die Büros meiner Mitarbeitenden, in Bibliotheken und Archive, zu Kultur- und politischen Institutionen im Kanton. Jede dieser Türen eröffnete mir neue Perspektiven auf die Arbeit des Instituts und auf die Vielfalt der Kulturforschung in Graubünden. Dabei begegnete ich Menschen, die mir offen und aufmerksam entgegenkamen – und deren Unterstützung mir gerade in dieser Anfangsphase viel bedeutet hat.

Ein solches Ankommen ist immer auch getragen von Kontinuitäten. Mein besonderer Dank gilt deshalb Cordula Seger, die das Institut in den vergangenen Jahren mit grossem Engagement und Weitblick geleitet hat; es freut mich sehr, dass sie uns weiterhin als Forscherin verbunden bleibt. Ebenso danke ich meiner stellvertretenden Leiterin, Noemi Adam-Graf, die mich in dieser spannenden Anfangszeit mit viel Tatkraft und Abenteuerlust begleitet. Ein grosses Dankeschön geht zudem an den Stiftungs- und Forschungsrat sowie an das gesamte Team des ikg – für das Vertrauen und die Orientierung in dieser Übergangsphase.

Heute steht das ikg auf einer breiten und lebendigen Basis: mit einem engagierten Team in Chur und in Sils Maria, rund fünfzehn externen Forschenden sowie zahlreichen laufenden Projekten, Publikationen und Veranstaltungen. Diese Vielfalt ist Ausdruck einer gemeinsamen Lust am Denken, Forschen und Vermitteln. Ich freue mich darauf, Bewährtes weiterzutragen und zugleich neue Themen und Formen der Zusammenarbeit zu erkunden, die Nachwuchsförderung weiter zu stärken und neue Wege des offenen Austausches zu gestalten.

Für 2026 steht zudem etwas Besonderes an: Das ikg feiert sein 40-jähriges Bestehen. Diesen Anlass möchten wir mit Ihnen feiern – Sie sind herzlich zu unserem Jubiläumsfest am 28. August in Chur eingeladen.

Bis es so weit ist, lade ich Sie schon heute ein, in diesen *Mitteilungen* zu blättern. Schauen Sie, was wir erlebt, erarbeitet und veröffentlicht haben – und was vor uns liegt. Ich halte Ihnen gerne die Tür offen!

rachele.delucchi@kulturforschung.ch

40 JAHRE KULTURFORSCHUNG GRAUBÜNDEN



Das ikg-Team im Dezember 2025.

Foto: Peter de Jong

Cordula Seger | Mit Blick auf die Kulturforschung Graubünden gibt es verschiedene Ereignisse, aber insbesondere fortlaufende Prozesse und Entwicklungen, die prägend waren. Kulturforschung, das wissen wir nach vierzig Jahren nur allzu gut, braucht ihre Zeit. Einen Gründungsmoment festzuschreiben, ist deshalb schwierig, da es ohne Menschen, die lange engagiert auf ihr Ziel hingearbeitet haben, keinen Anfang gäbe. Und dennoch legen wir uns fest: Denn Jubiläen regen dazu an, zurückzuschauen und Erreichtes gemeinsam zu feiern – das lassen wir uns nicht entgehen.

EINE CHRONOLOGIE

Eine gescheiterte Abstimmung

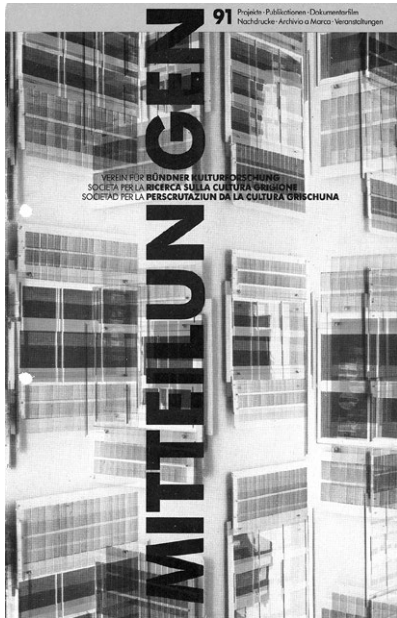
Als am 20. Mai 1984 die Vorlage für die Gründung eines vom Kanton getragenen Instituts für Rätische Forschung an der Urne mit 17 395 NEIN zu 17 280 JA äusserst knapp abgelehnt wurde, waren Überraschung und Enttäuschung gross: Hatten sich doch im Vorfeld alle politischen Parteien, alle Sprachorganisationen und der gesamte Grosse Rat (ohne Gegenstimme) für das Projekt ausgesprochen. Und die der Abstimmung vorangegangenen Vorarbeiten hatten ganze

1986 nahm der Verein für Kulturforschung in bescheidenem Rahmen seine Arbeit auf, 2026 sind wir ein national und international vernetztes Institut, befördert durch Bund und Kanton, mit zehn festen Mitarbeitenden und rund fünfzehn externen Projektforschenden.

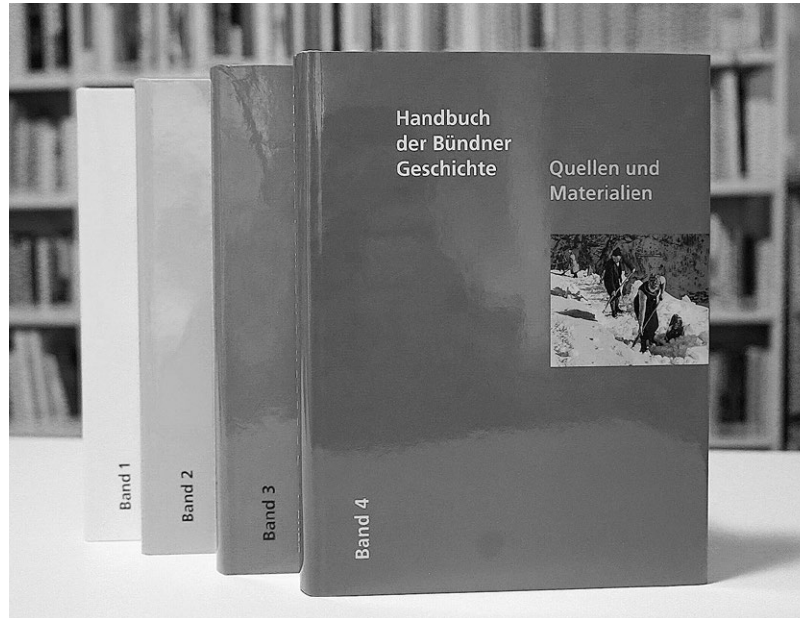
13 Jahre in Anspruch genommen! Die Forschungsinstitution hätte im damals dringend renovationsbedürftigen Schloss Haldenstein einziehen sollen, dort hätten sich Volkskundler, Sprachwissenschaftlerinnen und Historiker mit dem «bedrohten Bündner Kulturgut» befasst.

Die Gründung des Vereins für Bündner Kulturforschung

Die Befürworter der gescheiterten Vorlage wollten nicht aufgeben. Die Erforschung der Bündner Kultur sollte in anderer und bescheidenerer Form weiterverfolgt werden: Zum Jahreswechsel 1985/1986 wurde der «Verein zur Förderung der Erforschung bündnerischer Kultur», kurz VBK genannt, gegründet und verfolgte ab dem 1. Januar 1986 das Ziel, wissenschaftliche Arbeiten zu den Bündner Kulturen zu fördern und zu vermitteln. Der Vorstand der ersten Stunde setzte sich aus Rudolf von Albertini, Rita Cathomas-Bearth, Ulrich Gadiant, Diego Giovanoli, Georg Jäger, Andrea Jecklin, Christian Schmid und Theophil von Sprecher zusammen. Erste Forschungsprojekte erfolgten ab 1989. Zu diesen frühen Arbeiten gehört etwa Marianne Fischbachers Aufarbeitung zu Domleschger Hotelangestellten im Engadin der Zwischenkriegszeit.



Die Erstaussgabe der *Mitteilungen* im Jahr 1991.



Das *Handbuch der Bündner Geschichte* als Meilenstein, herausgegeben im Jahr 2000.

Foto: Bettina Gysin Leutenegger

Eine Geschäftsstelle an der Reichsgasse 10 in Chur

Bereits 1990 mietete sich der Verein an der Reichsgasse 10 gegenüber des Hotels Stern in Chur ein. Mit finanzieller Unterstützung durch den Kanton und kurze Zeit später auch durch jene des Bundes nahm die Geschäftsstelle des VBK 1991 ihre Arbeit auf. Deren Leitung konnte mit Georg Jäger in einem 50% Pensum besetzt werden. 1991 erfolgte auch die erste Ausgabe der *Mitteilungen*.

Das Handbuch der Bündner Geschichte als Meilenstein

Mit dem vierbändigen *Handbuch der Bündner Geschichte*, das der VBK nach achtjähriger Arbeit unter der Gesamtreaktion von Jürg Simonett im Jahr 2000 im Auftrag der Regierung des Kantons Graubünden herausgab, erfolgte ein Meilenstein in der historischen Aufarbeitung Graubündens. Nicht zuletzt verwies das Nachschlagewerk in seiner Übersichts-darstellung auch auf zentrale Forschungsdesiderate, die in der Folge aufgegriffen und vom Verein bearbeitet wurden.

Das Institut für Kulturforschung Graubünden

Ab 2003 nennt sich die Forschungseinrichtung «Institut für Kulturforschung Graubünden». Über diesen neuen Namen schrieb Georg Jäger: «Der Name soll andeuten, dass der Verein nicht nur «bündnerische» Forschung betreibt, sondern von Graubünden aus auch im zentralen Alpenraum, d.h. im Rahmen der Alpenforschung tätig ist. Die Neubenennung steht auch im Zusammenhang mit längerfristigen Zielen: Der VBK möchte mehr finanzielle Sicherheit für sein Insti-

tut. Ziel ist auch eine Stärkung im Personalbereich, das bedeutet, in Zukunft weniger abhängig zu sein von einzelnen Personen.» Kurz gesagt, es bestand der Wunsch, über Leitung und Sekretariat hinaus erstmals wissenschaftliche Mitarbeitende fest einzustellen.

Erste wissenschaftliche Mitarbeitende

Um die Finanzierung für einen grösseren Betrieb sicherzustellen, beantragte das Institut in der Forschungsperiode 2004–2007 beim Bund erfolgreich eine namhafte Erhöhung des Budgets. Und so stiessen 2005 die Historikerin Karin Fuchs (bis 2024) und anschliessend der Historiker Florian Hitz zum Churer Team, während die Aussenstelle in Sils ab Januar 2006 mit den Literaturwissenschaftler:innen Mirella Carbone und Joachim Jung besetzt werden konnte.

Zur Organisationsentwicklung

Seit 2007 wird das ikg durch die auf Anregung des Bundes vom VBK errichtete «Stiftung für Kulturforschung Graubünden» getragen. Damit konnte die langjährige Organisationsentwicklung vorläufig abgeschlossen werden.

Eine Ära geht zu Ende

Als Georg Jäger am 1. Juli 2009 die Leitung des Instituts an den Volkskundler Marius Risi übergab, ging eine Ära zu Ende. VBK und Institut für Kulturforschung sind gleichsam Georg Jägers Lebenswerk; in der Öffentlichkeit sollte er als Doyen des ikg noch lange präsent bleiben.

Das ikg etabliert sich

Während seiner achtjährigen Leitung gelang es Marius Risi, das ikg als «Forschungseinrichtung von nationaler Bedeutung» zu etablieren. Mit Artikel 15 des 2012 beschlossenen Bundesgesetzes über die Förderung der Forschung und der Innovation (FIFG) werden Einrichtungen von nationaler Bedeutung im Bereich der Forschung und Innovation unterstützt. Zu diesen gehört seither auch das ikg.

Nationale Kooperationen, internationale Vernetzung, Digitalisierung

Vom August 2017 bis September 2025 leitete Cordula Seger das ikg. Vertreten wurde sie während ihres Sabbaticals 2023/2024 vom Sprachwissenschaftler und langjährigen Mitarbeiter Oscar Eckhardt. Unter Segers Leitung konnten die Kooperationen innerhalb Graubündens wie auch jene mit Universitäten und Forschungseinrichtungen der ganzen Schweiz und des benachbarten Auslands entscheidend ausgebaut werden. Das Einwerben kompetitiver Drittmittel gewann an Bedeutung und der Betrieb wurde in Zusammenarbeit mit den administrativen Leiterinnen Magdalena Decurtins (bis 2021) und Monika Glück (seit 2023) weiter professionalisiert und umfassend digitalisiert.

Noch mehr Frauenpower

Am 15. September 2025 übernahm die Sprachwissenschaftlerin und Technikhistorikerin Rachele Delucchi die Leitung des ikg. Unterstützt wird sie durch die neu geschaffene Stelle der stellvertretenden Leitung, die Noemi Adam-Graf seit August 2025 innehat.

cordula.seger@kulturforschung.ch

Es wird gefeiert

Das 40-jährige Jubiläum der Kulturforschung Graubünden feiern wir gemeinsam mit unseren (ehemaligen) Forschenden, den (ehemaligen) Mitgliedern des Stiftungsrats, des Forschungsrats, des Regionalrats und unseren Vereinsmitgliedern – also mit vielen Menschen, die sich für das ikg engagiert haben und ihm bis heute verbunden sind. Geplant ist ein festlicher Anlass in Chur, an dem wir die Geschichte des Instituts Revue passieren lassen, Einblicke in die aktuelle Forschung geben und gemeinsam über die Zukunft nachdenken. Und schliesslich lassen wir den Abend mit Apéro, Musik und Tanz ausklingen. Wir freuen uns auf den Austausch und das gemeinsame Feiern.

SAVE THE DATE

Freitag, 28. August, ab 17.00 Uhr

Restaurant Marsöl, Chur

Vorträge, Gesprächsrunde, Apéro, Musik und Tanz



Das ikg feiert im Theater Chur die Vernissage des *Atlas zur Geschichte Graubündens 1524–2024*: Die Autorinnen und Autoren lauschen der Ansprache von Regierungsrate Jon Domenic Parolini.

Foto: Yvonne Bollhalder

WECHSEL IM STIFTUNGSRAT



ANNA-ALICE DAZZI
Ausgeschiedene Stiftungsrätin

Hans Peter Michel | Anna-Alice Dazzi ist studierte Romanistin. Als «Hauslinguistin» von RTR und als Leiterin der angewandten Linguistik der Lia Rumantscha konnte sie ihre Herzensangelegenheit, die Beschäftigung mit ihrer Muttersprache, zu ihrem Beruf machen. Als ikg-Stiftungsrätin der ersten Stunde vertrat sie die Anliegen der romanischen Bevölkerung. Doch nicht nur das Romanische – Anna-Alice Dazzi war nie dogmatisch. Sie unterstützte und förderte tatkräftig auch die Anliegen der anderen Kulturen unserer drei Bünde. Und trotzdem, ihre Begeisterung für das Romanische, für ihre Sprache, war stets spürbar und ihr grosses Wissen floss in zahlreiche Projekte ein. Anna-Alice Dazzi war eine höchst aufmerksame Leserin der vorgelegten Projektanträge und trug mit ihren differenzierten Rückmeldungen wesentlich zu deren Schärfung bei. Im Namen von uns allen wünschen wir dir alles Gute und grazia fitg.



PETER HEMMI
Ausgeschiedener Stiftungsrat

Hans Peter Michel | Seit das ikg ab 2007 als Stiftung geführt wird, war Peter Hemmi als Stiftungsrat mit dabei. Bereits zuvor hatte er den Prozess dahin begleitet. Darum äusserte er schon vor mehreren Jahren den Wunsch zu demissionieren. Nicht etwa, weil er der Arbeit im Stiftungsrat überdrüssig geworden wäre, sondern weil er einer Verjüngung in diesem Gremium nicht im Wege stehen wollte. So schnell aber liess man ihn nicht ziehen, war er doch als Ökonom und ehemals leitender Angestellter der GKB in Chur in allen Finanzfragen ein sicherer Wert, den wir nicht verlieren wollten. Peter Hemmi war sich nie zu schade, allen Problemen, die an den Stiftungsrat herangetragen wurden, mit Akribie auf den Grund zu gehen. Er hat aber nicht nur Probleme analysiert, sondern diese auch auf seine pragmatische Art gelöst. Für diese fachlich und menschlich vertrauensvolle Zusammenarbeit möchten wir dir herzlich danken.



MICHELE LUIGI BADILATTI
Neuer Stiftungsrat

Michele Luigi Badilatti ist in Zuoz aufgewachsen. Er studierte Anglistik, Rätoromanistik und Allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität Zürich. 2022 promovierte er mit seiner Doktorarbeit, einer kritischen Edition eines rätoromanischen Reiseberichts aus dem 18. Jahrhundert, an der Universität Freiburg/Fribourg. Seit 2014 arbeitet er als Redaktor am Institut dal Dicziunari Rumantsch Grischun (IDRG) in Chur. Daneben ist er Mitglied verschiedener Gremien, darunter der Nomenklaturkommission sowie der Wettbewerbskommission für professionelles Kulturschaffen des Kantons Graubünden. Michele Luigi Badilatti lebt mit seiner Familie in Chur.



SANDRA ROMER
Neue Stiftungsrätin

Sandra Romer ist im Thurgau aufgewachsen. Nach ihrem Geschichtsstudium an der Universität Zürich arbeitete sie während zweier Jahre für die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia in Berlin. Danach war sie an der Forschungsstelle für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Universität Zürich angestellt und in dieser Funktion als Mitautorin des *Handbuchs der Bündner Geschichte* tätig. 2004 folgte die Promotion. Als Kulturbeauftragte der Stadt Chur (2002–2007), als selbständige Galeristin (2007–2014) und als Kuratorin der GKB Kunstsammlung (bis 2025) fühlt sie sich dem hiesigen Kulturschaffen verbunden. Im Jahr 2019 schloss Sandra Romer an der Universität Zürich ihr Zweitstudium mit einem Master in Theologie ab. Sie ist verheiratet und Mutter von drei erwachsenen Söhnen.

EINE NEUE ALLIANZ ZUR ALPENFORSCHUNG



Swiss Alpine Research Collaboration

Schon seit Jahren arbeiten Schweizer Forschungseinrichtungen, die sich mit der Kulturgeschichte der Alpen befassen, projektspezifisch zusammen. In der jüngsten Vergangenheit hatte sich der Austausch darüber hinaus weiter verdichtet, und so lancierten das Walliser Centre interdisciplinaire de recherche sur la montagne, das Tessiner Laboratorio di Storia delle Alpi, das Urner Institut Kulturen der Alpen und unser Institut für Kulturforschung Graubünden im November 2024 unter dem Namen «Swiss Alpine Research Collaboration», kurz «Swiss ARC», eine neue Allianz.

Florian Hitz und Cordula Seger | Feierlich vorgestellt wurde das Kollaborationsnetzwerk am 4. Juli 2025 im Rahmen einer Tagung in Airolo. Als Gastgeber:innen wirkten die Tessiner:innen – Veranstaltungsort war die von der Università della Svizzera italiana mitgetragene Casa della sostenibilità («Haus der Nachhaltigkeit») in Airolo, dem vom historischen Transitverkehr geprägten Dorf am Südfuss des Gotthardpasses. Die von Jon Mathieu (Universität Luzern) moderierte «Tavola rotonda» der vier am Swiss ARC beteiligten Institute begann mit einer Vorstellungsrunde. Das mit



CIRM – Centre interdisciplinaire de recherche sur la montagne in Sion, Wallis
www.unil.ch/centre-montagne



LabiSAIp – Laboratorio di Storia delle Alpi in Mendrisio, Tessin
www.labisalp.usi.ch



Urner Institut Kulturen der Alpen an der Universität Luzern in Altendorf, Uri
www.kulturen-der-alpen.ch



ikg – Institut für Kulturforschung Graubünden in Chur, Graubünden
www.kulturforschung.ch

der Universität Luzern verbundene Urner Institut Kulturen der Alpen wurde von seinem Direktor, dem Literatur- und Kulturwissenschaftler Boris Previsic, präsentiert; das der Universität Lausanne angeschlossene Centre interdisciplinaire de recherche sur la montagne in Sion (CIRM) von der Historikerin Nelly Valsangiacomo; das Laboratorio di storia delle Alpi an der Università della Svizzera italiana / Accademia di Architettura in Mendrisio von seinem Leiter, dem Historiker Luigi Lorenzetti; und das ikg schliesslich in Stellvertretung der Institutsleiterin Cordula Seger vom Historiker Florian Hitz.

In der Diskussion zeigte sich deutlich, dass die vier Institute im Rahmen ihrer Zusammenarbeit bestimmte Forschungsfragen, die Entwicklungen im Alpenraum betreffen, gemeinsam angehen wollen. Im Fokus stehen Themenfelder wie die Energieproduktion (Wasserkraftwerke) oder der Tourismus. Es geht dabei nicht zuletzt um eine sozial- und kulturwissenschaftliche Forschung, welche auch die Zukunft der alpinen Regionen hinsichtlich einer nachhaltigen Ressourcennutzung in den Blick fasst. Schliesslich ermöglicht die Bearbeitung gemeinsamer Fragestellungen eine oft postulierte, aber selten realisierte vergleichende Forschung im eigentlichen Sinne: eine Forschung, die systematisch auch Verschiedenheiten beobachtet und erklärt. Allen vier Instituten gemeinsam ist das dezidierte Interesse an einem Dialog zwischen Forschung, Politik und Gesellschaft vor Ort.

florian.hitz@kulturforschung.ch
cordula.seger@kulturforschung.ch

AUF DEN SPUREN VON ALOIS CARIGIET



Die Familie Carigiet, aufgenommen 1917 in Trun anlässlich der Primizfeier von Giusep Carigiet. Alois ist der Zweite von links.

Sammlung Celina Degen-Maissen

Die diesjährige Mitgliederexkursion des Vereins für Kulturforschung Graubünden führte am 23. August 2025 auf den Spuren von Alois Carigiet zu zentralen Wohn- und Arbeitsorten des Bündner Künstlers und Grafikers: nämlich von Chur über Trun nach Obersaxen Platenga. Damit widmete sich der Ausflug einer Persönlichkeit, die auch im laufenden ikg-Forschungsprojekt «Alois und Zarli. Die Gebrüder Carigiet und ihr künstlerisches Netzwerk», bearbeitet von Manfred Veraguth, im Fokus steht, und vermittelte, wie viele Facetten des Künstlers es noch zu entdecken gilt.

Cordula Seger | Den Auftakt machte Chur. Unsere neugierige Reisegruppe erhielt Einlass in den Grossratssaal und widmete sich, den spannenden Erläuterungen des Kunsthistorikers Leza Dosch folgend, dem vielschichtigen Bildaufbau des von Alois Carigiet 1961 gemalten grossflächigen Gemäldes «Der Zusammenschluss der Drei Bünde». Weiter führte Leza Dosch auf den Kornplatz und machte auf die inzwischen leider stark verblassten Wandmalereien am ehemaligen Globus-Gebäude von 1955 aufmerksam, die vielen Altstadtbesucherinnen bisher wohl kaum ins Auge gefallen sind. Die nächste Station bildete das von Balthasar Decurtins, einem nahen Verwandten der Carigiets, erbaute Haus an der Süsswinkelgasse 12. Hier lebte die Familie von Alois und Barbara Carigiet-Lombriser nach ihrem Umzug vom Heimatdorf Trun nach Chur ab 1911 – der Vater nämlich trat eine neue Stelle bei der Militärkanzlei an. Mit dem neuen Umfeld freundete sich der damals neunjährige Knabe Alois offensichtlich nur schwer an. Dazu hielt er später fest: «Für mich war es eine Emigration in die Niederung.» Nach den weiterführenden Schulen absolvierte Alois Carigiet vor Ort eine Lehre als Dekorationsmaler, bevor er 1923 nach Zürich weiterzog, wo er ab 1927 sein eigenes Atelier betrieb und mit seinen grafischen Arbeiten, erinnert sei etwa an das Plakat für die Schweizerische Landesausstellung von 1939,

landesweit für Beachtung sorgte. Der Churer Spaziergang endete schliesslich im Hotel Stern in der Carigiet-Stube bei Kaffee und Gipfeli. Die dort hängenden Gemälde wie auch der blühende Wiesenstrauss auf den von Carigiet entworfenen Tischsets gehen auf die Freundschaft der ehemaligen Besitzerfamilie Emil und Dolores Pfister mit dem Künstler zurück.

Nach bequemer Fahrt nach Trun erwartete die Reisegruppe ein Rundgang mit Olivia Pfister, Kulturführerin bei mira!cultura, die fachkundig durch den Ort führte und Carigiets Lebensgeschichte(n) mit den künstlerischen Spuren im öffentlichen Raum verband, um abschliessend seine Arbeiten im Museum Sursilvan Cuort Ligia Grischa zu zeigen. Im Weiteren führte Esther Spycher, Kuratorin und Projektleiterin bei Trun Cultura, durch die Casa Carigiet, die nach dem Dachbrand 2019 vom Verein gesichert werden konnte und nun, Schritt für Schritt, zu einem zeitgenössischen Ausstellungsort im Mantel des historischen Gemäuers umgewandelt werden soll. Passend zur «Baustelle» des Hauses beherbergte das Haus die Ausstellung «L'Entschatta / Der Anfang», die Carigiets Interesse am Thema Bauen in den Mittelpunkt rückte. Im Nachgang an das feine Mittagessen in der Casa Tödi erzählte der ehemalige Journalist Giusep Decurtins, der Alois und Zarli Carigiet persönlich gekannt und auch



Blick in die Kapelle zu den Heiligen Drei Königen in Platenga, die Carigiet 1942 restaurierte und mit einem Sternenhimmel versah.

Foto: Rachele Delucchi

für Radio und Fernsehen Gespräche mit ihnen geführt hatte, Anekdoten aus der Zeit, als die Brüder im Alter ihren Lebensmittelpunkt erneut nach Trun verlegt hatten. Unter anderem erinnerte sich Giusep Decurtins daran, wie sie jeweils für die jährliche Tombola sammelten und Carigiet anfangs Bilder spendete, bald aber merkte, dass diese Form von Gaben bei der Dorfbevölkerung auf wenig Anklang stiess. Weiter dann führte die Fahrt nach Obersaxen-Loriboden. Die dort gelegene offene Wegkapelle hatte Alois Carigiet 1949 mit einem Bild von Nikolaus von der Flüe, dem Schweizer Schutzpatron, der kurz zuvor heiliggesprochen worden war, ausgemalt. Dies ist jedoch nicht die einzige Arbeit in einer der landschaftsprägenden Obersaxer Kapellen: In Platen- ga, wo Carigiet, einer Eingebung folgend, ab 1939 Wohnsitz nahm, um sich als freier Künstler zu entfalten, restaurier-

te er 1942 die Kapelle zu den Heiligen Drei Königen. Deren Holzgewölbe aber bemalte er mit einem Sternenhimmel, der manche Betrachterin an jenen aus *Der grosse Schnee* erinnerte, der funkelnd in Ursli's Stall leuchtet. Laura Pfister, Doktorandin im Nationalfondsprojekt der Universität Zürich und des ikg zu den Literaturen Graubündens, beleuchtete in ihrem Referat denn auch so anschaulich wie lebendig die mit den Kinderbüchern verbundene Zusammenarbeit zwischen der Autorin Selina Chönz und dem Illustrator Alois Carigiet. Die Erarbeitung des Welterfolgs *Schellen-Ursli* fiel in Carigiets Zeit in Platenga und nahm mehrere Jahre in Anspruch, wobei Carigiet immer wieder bei Selina Chönz und ihrem Mann, dem Architekten Ulrich Könz im Unterengadin weilte. Während dieser Zeit leitete Könz die einem «traditionellen» Dorfbild verpflichtete Renovierung von Guarda. Von diesen Aufenthalten liess sich Carigiet denn auch für seine Bildsprache inspirieren.

Schliesslich wusste auch Pierino Casutt von einer bereichernden Zusammenarbeit zu berichten: Seine Mutter, Rita Senn, machte bei Carigiet in Platenga zu Beginn der 1940er-Jahre eine Stage, wovon zahlreiche Fotos und Entwürfe, namentlich auch für die Bemalung von Bauernmöbeln, zeugen. Der abschliessende Spaziergang von Platenga nach Surcuolm führte die Gruppe vorbei am von Alois Carigiet für sich und seine junge Familie selbst entworfenen Atelierhaus Sunnafang, gleich gegenüber der Kapelle gelegen. Dort lebte und arbeitete er bis 1952. Und vorbei auch am einfachen Chalet «Hüs zum Bach», wo Carigiet die ersten kargen, aber produktiven Künstlerjahre verbracht hatte. Mit der Fahrt zurück nach Chur wurde der reiche Tag beschlossen.

cordula.seger@kulturforschung.ch



Die Exkursion beginnt im Grossratssaal in Chur mit Blick auf Alois Carigiets eindrückliches Wandgemälde.

Foto: Monika Glück



Esther Spycher führt in der Casa Carigiet in Trun durch die Ausstellung «L' Entschatta».

Foto: Rachele Delucchi

DETEKTIVISCHE FORSCHUNG ZUR HEXENVERFOLGUNG



Die Hexenprozessakten des Bergells im Archivio di Circolo Bregaglia.

Foto: Elena Giacometti

In Graubünden ist eine grosse Menge an Hexenprozessakten erhalten. Trotzdem erweist sich die Hexenverfolgung als widerständiges Forschungsgebiet. Warum ist dem so, und was können wir dennoch in Erfahrung bringen? Dieser Werkstattbericht zeigt, wie detektivisch historische Forschung zuweilen vorgehen muss.

Antonia Bertschinger | In meinem Projekt «Hexenverfolgung in Graubünden» bearbeite ich zwei Forschungsfragen: Warum intensivierte sich die Hexenverfolgung in Graubünden nach 1650 derart stark und lassen sich Kriterien für die Selektion der Opfer feststellen?

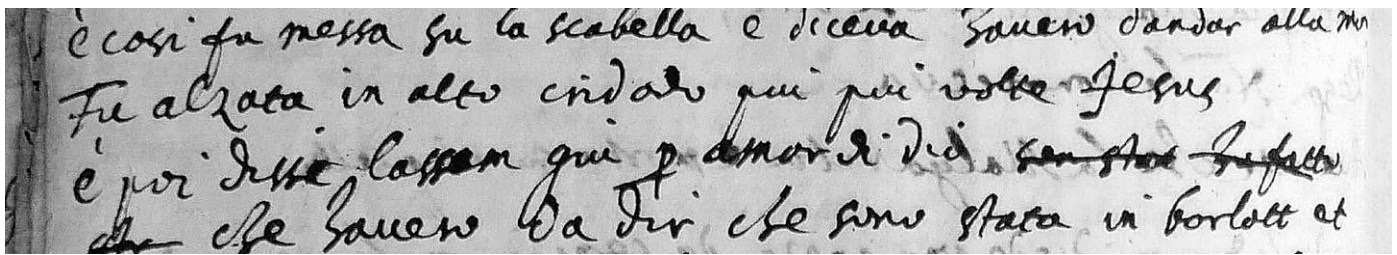
Die Voraussetzungen für diese Forschung scheinen auf den ersten Blick gut zu sein: In Graubünden sind Akten von hunderten von Hexenprozessen erhalten. Dennoch erweist sich das Forschungsgebiet als widerständig. Und zwar nicht, weil die Bearbeitung grosser Quellenmengen aufwendig wäre – Quellenstudium ist schliesslich der Kern der historischen Arbeit, und meistens gilt: je mehr Quellenstudium, desto mehr Erkenntnisse. In diesem Fall sieht es aber anders aus. Die Akten müssen mit grossem Aufwand im Detail studiert werden, enthalten jedoch nur wenige Informationen, die zur Beantwortung der Forschungsfragen beitragen können.

FOLTER UND FANTASTIK

Die Bündner Hexenprozessakten bestehen grösstenteils aus Verhörprotokollen – mit genauen Angaben zur Folter: Wie oft, wie lange und mit wie viel Gewicht an den Füssen wurden die Angeklagten am Seil hochgezogen. Diese Beschreibungen sind schon schwer genug zu lesen; noch un-

erträglicher aber sind die Schilderungen der Reaktionen der Betroffenen. Man ging davon aus, dass der Teufel bei der Befragung anwesend war und seine vermeintlichen Anhängerinnen und Anhänger daran hinderte, die Wahrheit zu gestehen. Deshalb wurden die Reaktionen der Gefolterten – Schreien, Weinen, um Gnade Flehen, Erbrechen, Ohnmacht – oft ebenfalls minutiös protokolliert. Beispielsweise hält das Prozessprotokoll der Maria Scartazzini Bolzan von Bondo, die vom 6. bis am 29. April 1654 in Vicosoprano vor Gericht stand, Folgendes fest: «Fu alzata in alto gridando piu piu volte Jesus è poi disse lassem giu per amor di dio» [Sie wurde in die Höhe gezogen und schrie immer wieder Jesus und sagte dann lasst mich herunter, bei der Liebe Gottes]. Solche Beschreibungen machen die Prozessakten zu schwer verdaulicher Kost. Gleichzeitig sind sie nur für einen Nebenaspekt meiner Forschung relevant, nämlich die Frage, wie oft und wie lange verschiedene Gerichte die Folter anwandten und ob daraus Rückschlüsse auf den «Verfolgungseifer» der Gerichtsherren gezogen werden können.

Neben den Beschreibungen der Folter enthalten die Verhörprotokolle vor allem die erfolterten «Geständnisse», also Erzählungen über fiktive Untaten wie den Flug auf dem Stecken, die Schädigung von Mensch und Tier durch Anwerfen von Pulver oder – selten – das Heraufbeschwören von



Beschreibung der Folter im Prozessprotokoll der Maria Scartazzini Bolzan von Bondo, 1654.

Quelle: Archivio di Circolo Bregaglia, BRE.R.001.001

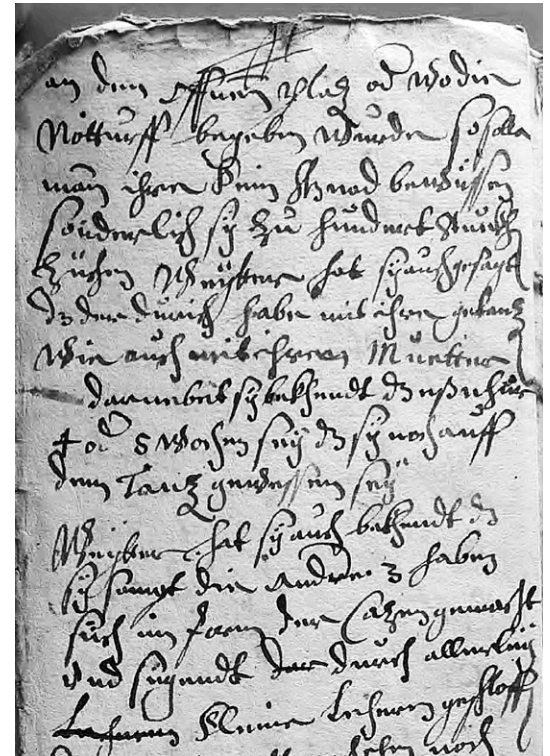
Stürmen oder die Verwandlung in Tiere. Eine solche schildert Ana de Casti vor dem Gericht Bivio am 20. Dezember 1653: «Weýtter hat sÿ auch bekhendt dz sÿ sampt die andern 3 haben süch in form der Catzen gemacht» [Weiter hat sie bekannt, sie habe sich mit den drei anderen in Katzen verwandelt].

Auch solche Schilderungen sind nur für einen Nebenaspekt meiner Forschung relevant, nämlich die Frage, inwiefern sich der Hexenglaube in Graubünden von dem in anderen Gegenden Europas unterschied und ob sich innerhalb Graubündens regionale und/oder zeitliche Unterschiede feststellen lassen. Zur Beantwortung der zentralen Forschungsfragen nach den Auslösern der Prozesswellen und der Selektion der Opfer tragen sie hingegen kaum etwas bei.

Es stellt sich daher die Frage: Wie kommen wir zu unseren Erkenntnissen, wenn nicht durch das Studium der Prozessakten?

REGIONALE FORSCHUNG ERGÄNZT
«GROSSE THEORIEN»

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir auf die Geschichte der Erforschung der Hexenverfolgung zurückblicken. Im 19. und 20. Jahrhundert wurden zur Hexenverfolgung verschiedene «grosse Theorien» aufgestellt, die das Unbegreifliche ein für allemal und am liebsten monokausal erklären sollten. «Die Hexen» wurden beispielsweise romantisch verklärt zu Heldinnen der Weiblichkeit, die durch das Männlich-Rationale unterdrückt wurden, sie wurden als Angehörige eines im Geheimen seit der Antike überlebenden Diana-Kultes interpretiert oder – der Klassiker – als Hebammen, die wegen ihres Verhütungswissens verfolgt wurden. Diese Gruppe von Theorien hat zwei Besonderheiten: Sie schreibt «den Hexen» persönliche Eigenschaften oder selbst gewählte Aktivitäten zu, die sie von anderen Menschen unterscheiden und die ursächlich zu ihrer Verfolgung als angebliche Hexen und Hexenmeister führten. Und diese Theorien wurden auf äusserst schmaler Quellenbasis oder sogar ganz «freihändig» entwickelt. Sie prägen auch heute noch die Vorstellung vieler Menschen zum Thema Hexerei.



Die Aussage von Ana de Casti über ihre angebliche Verwandlung in eine Katze, 1653.

Quelle: StAGR, D V/5/4g, Hexenprozessakten Bivio, Heft V

Eine andere, neuere Gruppe von Theorien begreift das Phänomen der Hexenverfolgung unabhängig von den Opfern, beispielsweise als Krisensymptom (Reaktion auf Ernteausfälle der Kleinen Eiszeit im 16. Jahrhundert, Pest, Krieg oder religiöse Verwerfungen) oder als Instrument, mit dem konkurrenzierende Machthaber ihre Herrschaftsansprüche durchsetzen wollten (das sogenannte herrschaftspolitische Paradigma). Diese Art der Betrachtung ist beim Publikum weniger bekannt, trägt aber durch die Umkehrung der Perspektive viel zur Klärung der Ursachen bei: Hexenprozesse waren in erster Linie der Ausdruck von Handlungsstrategien oder -zwängen der jeweiligen Obrigkeit und nur in zweiter Linie Reaktionen auf tatsächlich verübte Verbrechen oder «verdächtige» Verhaltensweisen, die dann durch die Straf-

justiz geahndet wurden. Diese Theorien sind allerdings meist nicht spezifisch genug, um eine konkrete Prozesswelle erklären zu können. Um nachvollziehen zu können, warum an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit Prozesswellen stattfanden, müssen die allgemeinen theoretischen Ansätze durch detaillierte Analysen der lokalen Personen und Vorgänge ergänzt werden.

WARUM GAB ES IN GRAUBÜNDEN NACH 1650 SO VIELE PROZESSE?

Um die Auslöser der Prozesswellen nach 1650 zu ermitteln, analysiere ich den breiteren politischen und wirtschaftlichen Kontext der 1640er- und 1650er-Jahre. Dieser lässt sich in Quellen des Dreibündestaats nachvollziehen, allen voran den Bundtagsprotokollen. Um es vorwegzunehmen: Eine offensichtliche Ursache für das plötzliche flächendeckende Aufkommen von Hexenprozesswellen ist nicht auszumachen. Immerhin kann ich bereits verschiedene Ursachen ausschliessen: Es sind keine ausserordentlichen Missernten, Naturkatastrophen oder Epidemien nachzuweisen, die eine derartige Reaktion hätten hervorrufen können. Eben- sowenig sind Konkurrenzkämpfe verschiedener Machthaber festzustellen, wie sie das herrschaftspolitische Paradigma postuliert – das politische System des Dreibündestaates mit seinen souveränen Gerichtsgemeinden wurde um 1650 von niemandem in Frage gestellt. Konkurrenzkämpfe innerhalb der Gerichtsgemeinden gab es zweifellos, aber dies war um 1650 kein neues Phänomen und kann die «Explosion» an Hexenprozessen nicht erklären.

Finanzielle Motive schwangen wahrscheinlich immer mit. Der Besitz der Opfer wurde eingezogen und kam zweifellos verschiedenen Nachbarn in irgendeiner Form zugute. Derartige Transaktionen sind aber fast nie in den Quellen fassbar – und auch sie wären um 1650 nichts Neues gewesen.

Bis jetzt habe ich nur eine Entwicklung ausmachen können, die vielleicht als Erklärung dienen kann. Die traumatische Zeit der Bündner Wirren mit Krieg und Pest war 1639 mit dem Mailänder Kapitulat beendet worden, aber schon in den 1640er-Jahren brachten Streitereien zwischen den Konfessionen das Land erneut an den Rand eines Bürgerkrieges. Trotzdem arbeiteten die Gerichte bei der Bekämpfung des gemeinsamen Feindes «Hexen» äusserst freundschaftlich zusammen und leisteten einander vorbildliche Amtshilfe. Beispielsweise ist aus dem Gericht Bergün der Entwurf eines Briefes erhalten, der zuhanden des Gerichts Oberengadin die in den Bergüner Prozessen von 1668 als weitere Hexen denunzierten Personen mit Wohnsitz im Oberengadin aufzählt.

Insbesondere in gemischtkonfessionellen Gerichten wie Bivio, Puschlav oder Ortenstein kochten in den 1640er-Jahren die Konflikte hoch – aber bei der Verfolgung der vermeintlichen Hexen spielte die Konfession nach allen bisherigen Erkenntnissen keine Rolle. Zu diesem Resultat war bereits in den 1880er-Jahren der damalige Bundesrichter Gaudenzio Olgiati für das Puschlav gekommen. Er hatte als Erster die Prozesse und ihre Opfer statistisch analysiert. Auch in dieser Hinsicht scheint die Bekämpfung des gemeinsamen Feindes «Hexen» verfeindete Konfliktparteien geeint zu haben.

13 davant indilij dal protog. ~~indilij~~ primo ho Li Ana
hoale in g. falz dila. Hoking mi sint la filgotta nana
dila Daniel da Brinungh, - ho er sia filgia malgeir dil. fily
da Mattal Jon d'ea, Efün Junadar can nom. Burält
da hoal. Frar da queta. Neza di ei scada ota,
Ly quäl ei er sto famaly fiert g. dij. m. Jon Gies
Alberti da la Runt. -

Entwurf eines Briefes mit Denunziationen vom Gericht Bergün ans Gericht Oberengadin, 1668.

Quelle: StAGR D VII F.5.1.5

Numero.			Date				Data Executione	Cognome e Nome	Soprannome		Puschlaveri	Brusaschi	Vultellinesi	Maschi	Età	Cattolici	Reformati
Progressivo	Pagina	Archivio	Processo	Sentenza													
102	519.	371	1677 3 Dic.	1677 16 Dic.				Paravicino Maria m. Auden			1				40		1
103	547.	371½	" - "	" 23 "				Snalla Anna m. di Pietro				1				1	
104	555.	394	1678 - gen.	1678 16 Feb.				Lauoli Caterina m. Jacomo	Fanehella		1				65	1	
105	583.	386.392	" 30 Agos.	" 17 Ott.				Parreco Don. v.	Setosera		1				60		1
106	643.	385	1681 19 Ag.	1681 9 Ag.				Monigatti Giovanni				1	1				1
107	IV. 1.	461½	1691 14 Mar.	1691 25 "				Lasdello Lusaia f. Pietro	Pegarda IV		1				30		1
108	17.	492	1692 6 Feb.	1692 16 Feb.				Compagnon Anna f. di Doffro			1						1
109	25.	497	1693 10 Gen.	1693 7 "				Hollen Anna f. di Gio. Don.				1			47		1

Gaudenzio Olgiasis statistische Auswertung der Puschlaver Hexenprozesse, o.J.

Quelle: STAGR B 1107, Band 4

Auf der Basis dieser vorläufigen Erkenntnisse habe ich die Hypothese formuliert, dass die Hexenverfolgung in einer Zeit des religiösen, politischen und gesellschaftlichen Auseinanderbrechens ein einigendes Projekt war. Diese Hypothese werde ich in meiner weiteren Forschung prüfen.

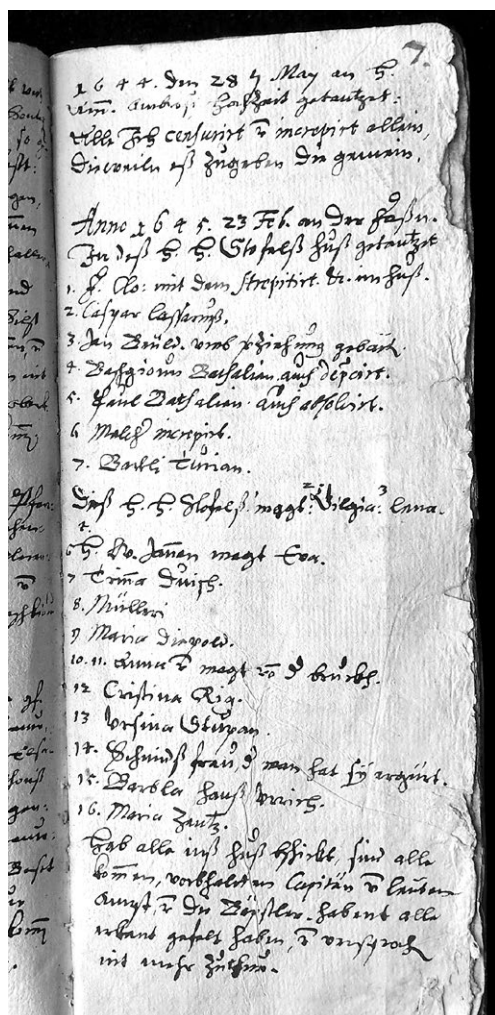
WER WURDE WARUM VERFOLGT?

Die Selektion der Opfer, der sich meine zweite Forschungsfrage widmet, erscheint auf den ersten Blick als simpler Mechanismus: In den Folterverhören wurden die Angeklagten gezwungen, Komplizen und Komplizinnen zu benennen, diese wurden danach verhaftet und nannten unter Folter weitere Namen, und so weiter. Dieses «Schneeballsystem» ist auch der Grund, warum Hexenprozesse fast immer in Wellen auftraten. Aber: Es wurden nie alle Personen, die genannt wurden, auch verhaftet. Dies hätte wohl auch das motivierteste Gericht irgendwann logistisch und finanziell überfordert. Zudem bleibt der Auslöser der ersten Verhaftung, also der Beginn einer Prozesswelle, meist im Dunkeln.

Warum also wurden gewisse Personen verhaftet, andere nicht? Lassen sich gemeinsame strukturelle Merkmale feststellen? Waren sie beispielsweise alle arm oder reich, stammten sie aus anderen Gemeinden, hatten sie durch einen «liederlichen» Lebenswandel von sich reden gemacht? Der wichtigste Risikofaktor war auch in Graubünden das weibliche Geschlecht: Die Opfer der Hexenverfolgung waren zu rund 80 Prozent Frauen, was dem europäischen Durchschnitt entspricht. Über die Gründe hierfür wurde schon viel spekuliert. Die Forschung kann heute ausschliessen, dass es sich bei der Hexenverfolgung um einen organisierten «Krieg gegen Frauen» gehandelt hat. Ich würde es eher als eine strukturelle Diskriminierung bezeichnen: eine

Benachteiligung einzelner Gruppen, die in der Organisation der Gesellschaft begründet liegt (Definition gemäss humanrights.ch). Das bedeutet: Männer konnten genauso als Hexenmeister verfolgt werden wie Frauen als Hexen. Aber Frauen waren die leichteren Opfer; sie hatten weniger Rechte, weniger gesellschaftliches Ansehen, galten als moralisch schwächer und konnten sich schlechter wehren, insbesondere wenn sie ärmer, älter oder verwitwet waren. Ein weiterer Faktor war, dass Frauen unter Folter viel öfter weitere Frauen als Komplizinnen nannten als Männer – sei es, weil sie in der Not an ihr näheres soziales Umfeld dachten, sei es, weil sie sich nicht traute, Männer anzuklagen, sei es, weil die Gerichtsherren ihnen zu verstehen gaben, dass vor allem Namen von Frauen gefragt waren.

Dass die Behörden nicht zögerten, auch gegen Männer vorzugehen, zeigt der doch substanzielle Anteil von 20 Prozent Männern unter den Opfern der Hexenverfolgung. Interessant ist auch die Verfolgung von insgesamt zehn (angeblichen) Strassenmördern im Bergell in den Jahren 1655 und 1663. Nach dem Muster eines Hexenprozesses wurden diese Männer so lange gefoltert, bis sie eine groteske Anzahl von Raubmorden gestanden und die Namen von Komplizen verrieten. Das Ganze wirkt besonders surreal, weil das Gericht keinerlei Anstalten machte, diese angeblichen Mordfälle aufzuklären; zwar wurden die Angeklagten immer gefragt, wo sie die Leichen ihrer Opfer versteckt hätten, es wurde aber niemand losgeschickt, um die Leichen zu suchen. Im Gegensatz zu diesem Unwillen, real mögliche Verbrechen aufzuklären, zeigte das Bergeller Gericht – wie viele andere auch – im Falle vermuteter Hexerei mehr forensischen Eifer: Regelmässig liess es die Häuser der Angeklagten nach dem flugfähigen Stecken und der Zaubersalbe durchsuchen – immer ergebnislos.



Liste von Personen, die 1645 in Fürstenuau bei einem unerlaubten Tanz erwischt wurden.

Quelle: Archiv Altgericht Fürstenuau, Buch 05, Notizbuch des Pfarrers Tschanner zur Kirchenzucht

Zwar wurden im Bergell auch einige Männer wegen Hexerei hingerichtet; es wirkt aber so, als ob die Bergeller Behörden ihr Durchgreifen mit geschlechtsspezifischen Delikten rechtfertigten: Hexerei für die Frauen, Strassenraub für die Männer. Das Geschlecht ist das einzige persönliche Merkmal, das sich ohne weitere Nachforschungen direkt aus den Prozessakten ableiten lässt. Alle anderen Merkmale können nur mithilfe weiterer Quellen wie Kirchenbüchern, Rechnungsbüchern, Steuerregistern oder Protokollen durch aufwendige Recherchearbeit ermittelt werden.

Als weiterer Risikofaktor erweisen sich dabei die Verwandtschaftsverhältnisse unter den Opfern. Die Gefahr, wegen Hexerei vor Gericht gestellt zu werden, stieg markant an, wenn bereits eine Verwandte oder ein Verwandter dasselbe Schicksal erlitten hatte. Denn man nahm an, dass die moralische Schwäche, die eine Person anfällig für die Versuchun-

gen des Teufels machte, vererbbar war. Ausserdem stellte man sich vor, dass die Hexen ihre Kinder in die Teufelskünste einführten. Und auch aus finanzieller Sicht konnte es für die Behörden sinnvoll erscheinen, ganze Familien auszulöschen: Erst wenn alle potenziellen Erben und Erbinen tot waren, konnte der ganze Besitz einer Familie konfisziert und neu verteilt werden. So wurden beispielsweise in Fürstenuau die Schwestern Maria, Elsbeth, Gretta und Mirta Tschupp allesamt hingerichtet und auch die Familie von Thöni Cajöri da Stuffs wurde komplett ausgelöscht: Thöni, seine Frau Gretta und seine Schwester Elsbeth.

Die Verwandtschaftsbeziehungen sind auch bei guter Quellenlage oft schwierig zu ermitteln, weil die Menschen damals – insbesondere in den Bündner Südtälern – oft mit Übernamen identifiziert wurden. Für meine Fallstudie zum Bergell arbeite ich daher mit der Genealogin Jennifer Novick zusammen, die die Stammbäume zahlreicher Bergeller Familien erarbeitet hat.

Kein Risikofaktor war hingegen ein «liederlicher Lebenswandel» mit unerlaubtem Tanzen, ausserehelichem Sex, Fluchen und Schimpfen, der Kirche Fernbleiben oder unehelichen Kindern. Hinweise auf solche Verfehlungen finden sich beispielsweise in Aufzeichnungen von Pfarrern oder Sittengerichten. Sie zeigen, dass die Personen, die durch leichtfertiges Verhalten auffielen, nur in Ausnahmefällen dieselben waren, die wegen Hexerei angeklagt wurden. Beispielsweise notierte der Scharanser Pfarrer Jakob Raguth Tschanner 18 junge Männer und Frauen, die am 23. Februar 1645 an einem (verbotenen) Faschnachtsball teilgenommen hatten. Viele von ihnen erscheinen öfter in Tschanners Notizbuch, eine der Frauen gebar 1649 zudem ein uneheliches Kind. Doch keine dieser Personen geriet je in Hexereiverdacht.

ZWEI FALLSTUDIEN: BASIS FÜR MEHR FORSCHUNG?

Diese wenigen Beispiele zeigen, wie komplex die Forschung zur Hexenverfolgung ist. Aus hunderten Seiten Prozessakten müssen spärliche Fakten über die Opfer und die verfolgenden Behörden herausgefiltert werden, dann müssen diese mit Angaben aus anderen Quellen ergänzt werden, die ebenfalls hunderte Seiten lang sein können. Diese detaillierte Arbeit kann ich im Rahmen meines Projektes nur für zwei Gebiete machen: das Domleschg und das Bergell. Es ist zu hoffen, dass in Zukunft alle Gerichtsgemeinden auf dieselbe Weise untersucht werden können und dass so die Resultate aus meinen Fallstudien durch Erkenntnisse zum ganzen Gebiet der Drei Bünde überprüft und ergänzt werden können.

antonia.bertschinger@kulturforschung.ch

DIE CHRONIK DER CHURER FAMILIE TERZ



Der Einband der Chronik Terz.
Quelle: Stadtarchiv Chur, N 159.020

Noemi Adam-Graf | Ende des Jahres 1727, vielleicht auch Anfang 1728, fasst der Churer Zunftschriftreiber und Gastwirt Johann Antoni Terz (1688–1764) den Entschluss, mit Aufzeichnungen für eine Familienchronik zu beginnen. Nach seinem Tod führen seine beiden Söhne Luzi (1740–1764) und Bernhard (1732–1812) die Chronik fort. Die Aufzeichnungen der drei Churer hatten zum Ziel, die eigene Familiengeschichte ebenso wie Aspekte der Stadtgeschichte zu dokumentieren. Diese Quelle, die vor einigen Jahren vom damaligen Stadtarchivar Ulf Wendler im Antiquariatshandel entdeckt und erworben wurde, liegt nun kommentiert und ediert vor. Das laufende Forschungsprojekt am igk untersucht die Sprache der Chronik. Im Fokus steht dabei, ob sich im schriftlichen Ausdruck regionalsprachliche Charakteristika finden lassen und welche Normvorstellungen sich im Sprachgebrauch der drei Schriftreiber widerspiegeln.

EIN EINBLICK IN DAS CHURER ZUNFT-BÜRGERTUM

In ihrer Chronik rücken Johann Antoni und seine Söhne die Stadt Chur als Ort sowie das Netzwerk ihrer dort ansässigen Familie in den Mittelpunkt des Geschehens: Wer hat im engeren Umfeld geheiratet, wer ist gestorben, wer hat ein Kind geboren? Zusätzlich zu den Informationen zu zahlreichen Personen werden auch Begebenheiten, die für die Schriftreiber

Wie schrieb man in Chur im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert? Dieser Frage geht die Linguistin Noemi Adam-Graf in ihrem Forschungsprojekt anhand der Chronik der Familie Terz nach. Auf über 400 Seiten schildern ein Vater und seine beiden Söhne während fast 100 Jahren Ereignisse aus ihrem familiären Umfeld. Umfang, zeitliche Tiefe und der soziale Hintergrund der Verfasser, die Zunftbürger waren, machen die Chronik zu einer besonders wertvollen Quelle für die Forschung.

in diesem Moment von Bedeutung waren, erwähnt. So hält Johann Antoni etwa fest, dass er im November des Jahres 1745 einen Gartenzaun habe bauen lassen: «Habe den Zaun in dem gärttlin Hinder dem Hauß [...] machen Lassen».

Aufgrund der inhaltlichen Ausrichtung kann die Chronik der übergeordneten Textsorte der «Ego-Dokumente» zugeordnet werden. Für diese Textsorte ist charakteristisch, dass die Aufzeichnungen Einblick in das persönliche Netzwerk der Familie geben und jene Ereignisse festhalten, denen im familiären Umfeld ein besonderer Wert beigemessen wurde.

Die Autorschaft des Schriftstücks ist eindeutig bekannt. So schreibt etwa Johann Antoni, dass er im Jahr 1715 der Zunft der Schuhmacher beigetreten und seit 1730 das Amt des Zunftschriftreibers innehatte: «A[nn]o 1715. hab ich Joh[ann] Anthonj Terz [...] die Zunfft angenommen Vnd bin dorau a[nn]o 1730 Zunfftschreiber worden». Dass die Autoren dieses Textes aus dem 18. Jahrhundert und beginnenden 19. Jahrhundert namentlich bekannt sind, ist keineswegs selbstverständlich. Aufgrund der von den Schriftreibern eingetragenen Datumsangaben lässt sich das Dokument auch relativ genau datieren. Zudem lassen weitere überlieferte Schriften den Schluss zu, dass die Familie Terz den Grossteil ihres Lebens in Chur verbracht hat, womit sich das Schriftstück ebenso präzise lokal einordnen lässt.

Nach Johann Antonis Tod führten die zwei Söhne Luzi und Bernhard die Chronik der Familie weiter. Dass das Schriftstück vom Familienvater an einen männlichen Erben übergeben wurde, war Teil einer etablierten sozialen Praxis und unterstreicht zugleich die Bedeutung, die der Chronik innerhalb der Familie zukam. Johann Antoni schrieb bis zum 2. Februar 1764 an der Chronik. Anschliessend musste er das Dokument wohl Sohn Luzi übergeben haben, denn dessen erster Eintrag datiert vom 26. Februar desselben Jahres. Kurz darauf, so berichtet Luzi, verstarb sein Vater: «1764 den 5ten Mertzen [am 5. März, N. A.-G.] ist mein lieber Vatter Johann Anthonj Tertz in dem 76 Jahr seines Alters gestorben». Luzi Terz war leider nicht lange in der Lage, die Chronik fortzuführen. Bereits im Sommer desselben Jahres erkrankte der damals 24-Jährige an den Pocken und verstarb.

Sein Bruder Bernhard, der die Aufzeichnungen daraufhin bis ins Jahr 1811 – ein Jahr vor seinem eigenen Tod – weiterführte, dokumentiert auch diesen Verlust: «A[nno] 1764 [...] den 3ten augsten an einem diensttag abends Zwüschen 9 und 10 uhr ist unsser Luzy, an den kinden[-]Blattern gestorben, in dem 24 Jahr Seines Alters». Während Sohn Luzi ebenfalls Zunftmitglied und, wie sein Vater Johann Antoni, Gastwirt war, widmete Bernhard sein Leben der Kirche und der Bildung: Er war Pfarrer und Lehrer und hatte dafür in Bern und Basel studiert.

VON HOCHZEITEN, ZUNFTÄMTERN UND BRÄNDEN

Inhaltlich lassen sich für die Chronik grob vier Themenschwerpunkte unterscheiden. Den Hauptteil der Aufzeichnungen – rund 64 % der insgesamt 2440 Einträge – machen demografisch-genealogische Angaben aus. Dazu gehören Einträge zu Hochzeiten, Todesfällen, Geburten oder Einbürgerungen. Etwa ein Fünftel der Einträge widmet sich dem Zunftwesen: Hier geht es vor allem um die Vergabe von Ämtern sowie um Rücktritte oder Entlassungen. Rund 11 % der Einträge lassen sich allgemeinen Beobachtungen zuordnen, die thematisch sehr breit gestreut sind: Statistische Angaben, Informationen zur Weinernte oder Notizen zum eigenen Garten. Rund 6 % der Aufzeichnungen befassen sich mit aussergewöhnlichen Ereignissen wie Bränden, Überschwemmungen, Kometenbeobachtungen oder Hinrichtungen.

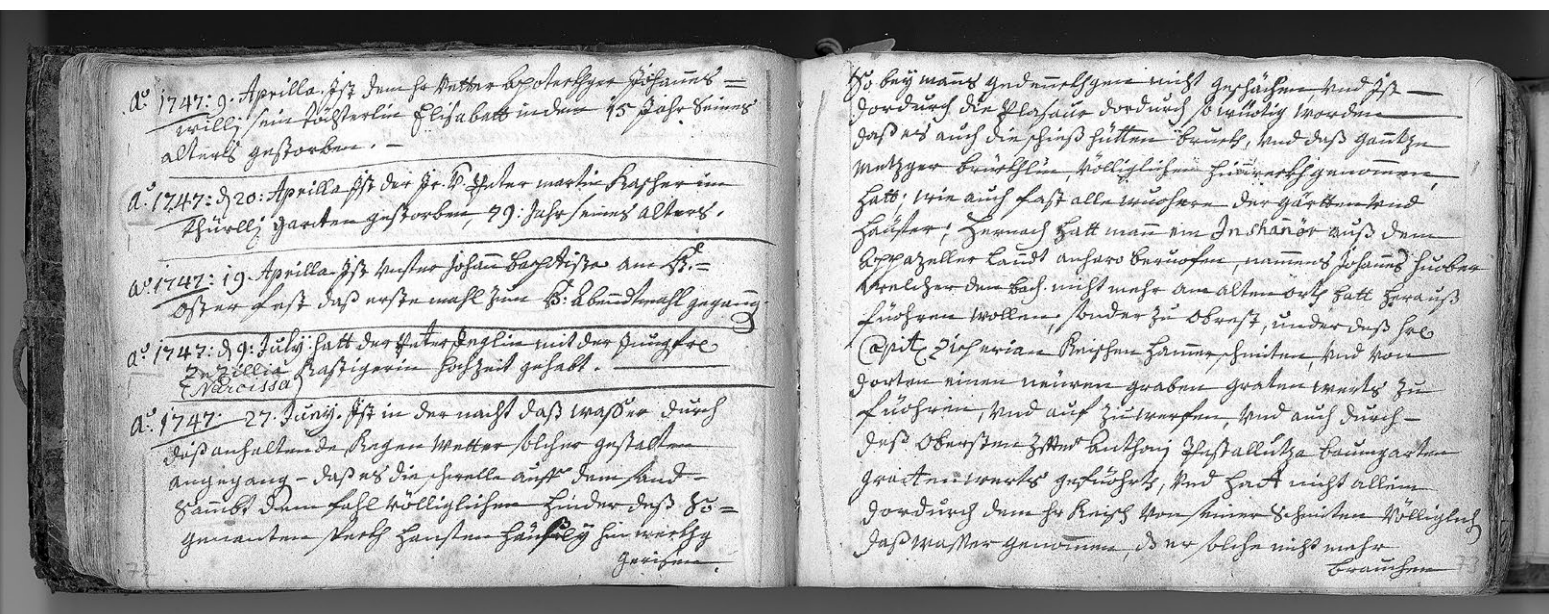
Gerade die letztgenannten Einträge sind für meine Forschung besonders interessant, da die Ereignisse oft ausführlich beschrieben werden. Johann Antoni berichtet beispielsweise im Juni 1747, dass die Plessur über das Ufer trat und «auff dem Sand» – einem Ortsteil in Chur – Überschwemmungen verursachte: «A[nno] 1747. 27. Juny. Ist in der nacht daß wasser durch daß anhaltende Regenwetter solcher gestalten angegangen – daß es die schwelle auff dem Sand [...] hinweckhg gerisen. // [...] vnd Ist dordurch die Plasaur dordurch so wüothig worden[,] daß es auch [...] daß ganntze Metzger[-]Brückhlin, völliglichen Hinnweckh genommen, Hatt».

Der Eintrag zur «Plasaur», der «Plessur» lässt sich mit unserer Kompetenz in der heutigen deutschen Standardsprache – umgangssprachlich des «Hochdeutschen» – relativ gut verstehen. Einige Wörter erfordern jedoch eine kleine Interpretation: So kann «hinweckhg» als ‘hinweg’ übersetzt werden. Das Adjektiv «wüothig» lässt sich erkennen, wenn man das standarddeutsche Wort ‘wütend’ kennt. Und schliesslich lässt sich «ganntze» durch die Auflösung der Doppelung *nn* und des *tz* als das Adjektiv ‘ganz(e)’ identifizieren.



Chur, Obertor mit Ochsenplatz, 1905. Johann Antoni und seine Familie zogen im Jahr 1736 in den «Ochsen», dem zweiten Haus rechts vom Obertor.

Quelle: Foto Salzborn, Stadtarchiv Chur, F 01.0289



Johann Antonis Bericht über das Hochwasser der Plessur im Juni 1747 in der Chronik Terz.

Quelle: Stadtarchiv Chur, N 159.020

Ein Blick in den original handgeschriebenen Text zeigt, dass die Lesbarkeit der Passagen nicht für alle Leser:innen gegeben ist. Die drei Schreiber der Chronik nutzten – wie damals üblich – die Kurrentschrift. Der anspruchsvollen Aufgabe der Transkription dieser Schrift haben sich der ehemalige Stadtarchivar und Historiker Ulf Wendler und der Genealoge Markus Köhl gewidmet. Das Ergebnis ist eine einmalige Edition des Terz-Textes: Sie ordnet alle Einträge inhaltlich ein, identifiziert in mehr als 5000 Fussnoten sämtliche erwähnten Personen und bietet in einer Einführung eine umfassende Kontextualisierung der Stadt Chur im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert.

EIN SCHRIFTSTÜCK VON «UNROUTINIERTEN» SCHREIBERN

Die Chronik von Johann Antoni, Luzi und Bernhard Terz vermittelt einen Eindruck davon, wie drei Schreiber im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Chur schrieben und dachten. Die Schreiber verfügten offensichtlich über ein gewisses Mass an Schreibkompetenz: Johann Antoni war Gastwirt und auch Zunftschreiber, Luzi arbeitete vermutlich ebenfalls in der Gaststube des Vaters, und Bernhard war Pfarrer und Lehrer. Jedoch waren die drei Herren der Familie Terz keine Berufsschreiber oder besonders geübte Schreiber adeliger Herkunft, sondern Schreiber aus der zunftbürgerlichen Mittelschicht, die die Einträge aus persönlichem Interesse verfassten.

Vor diesem Hintergrund versteht sich die sprachwissenschaftliche Analyse des Textes als Beitrag zur historischen Soziolinguistik. Dieser Teilbereich der Sprachwissenschaft untersucht die historische Beziehung zwischen Sprache und Gesellschaft und richtet den Blick besonders auf Schreiber, die nicht der gebildeten Elite oder dem Adel angehörten. Diese Schreiber werden in der Forschung auch als «unroutinierte» Schreiber bezeichnet und ihr Sprachgebrauch wurde in der traditionellen Sprachgeschichtsschreibung lange kaum berücksichtigt.

Ein Kernthema der historischen Soziolinguistik ist die Frage danach, wie sich feste Schreibnormen herausbildeten. Rechtschreibung – auch die heutige – unterliegt einem ständigen Wandel: Schreibvarianten entstehen neu oder Regeln werden angepasst. Der erste Duden, das *Vollständige Orthographische Wörterbuch der deutschen Sprache* von Konrad Duden, erschien 1880 und schuf die Grundlage für eine allgemeingültige deutsche Rechtschreibung. Im Fall der Chronik Terz richtet sich der Blick demnach auf die Zeit davor: auf die Regeln und Logiken, nach denen geschrieben wurde, bevor eine einheitliche deutsche Rechtschreibung gefördert wurde.

Ein weiteres Kernthema ist die Frage nach Regionalsprachlichkeit in geschriebenen Texten. Gerade «Ego-Dokumente» wie die Chronik Terz weisen häufig Merkmale der Mündlichkeit auf. In der mehr oder weniger standardisierten Schreibsprache können sich also regionale sprachliche Be-

sonderheiten niederschlagen, die sich mit den Methoden der historischen Soziolinguistik identifizieren und systematisch analysieren lassen.

Leitende Aspekte der sprachwissenschaftlichen Analyse des hier vorgestellten Forschungsprojekts sind daher die Normvorstellungen der drei Schreiber sowie die Regionalsprachlichkeit ihres Sprachgebrauchs. Welche Normvorstellungen sind für das 18. Jahrhundert anzunehmen, wie spiegeln sie sich im Sprachgebrauch der Schreiber wider, und verändern sie sich im Verlauf der Zeit? Und welche regionalsprachlichen Merkmale – etwa Einsprengsel aus dem gesprochenen Dialekt – treten im schriftlichen Ausdruck zutage?

SCHREIBEN ZWISCHEN REGELHAFTIGKEIT UND VARIATION

Für die Umsetzung der sprachwissenschaftlichen Analyse wurde die Chronik der Familie Terz in einem ersten Schritt vollständig gelesen und sämtliche sprachlichen Merkmale, die auffällig erschienen, wurden vermerkt. Dabei ist natürlich zu berücksichtigen, dass manche Schreibweisen den Leser:innen des 21. Jahrhunderts auffallen, obwohl sie zur damaligen Schreibpraxis gehörten – Abweichungen können an der zeitlichen Differenz liegen, an der regionalen Prägung des Textes, oder am Notizcharakter der Textsorte. Für die sprachwissenschaftliche Kontextualisierung müssen deshalb auch Grammatiken aus der frühneuhochdeutschen Zeit, das heisst der Zeit ab circa 1650, sowie Forschungsliteratur konsultiert werden. Für die Analyse bedeutet dies, dass die abweichenden Merkmale – in der sprachhistorischen Forschung wird von «Distanzmerkmalen» gesprochen – kodiert werden und damit den Ausgangspunkt der analytischen Überlegungen darstellen.

Sprachliche Auffälligkeiten, die sich bei der Lektüre der Chronik beobachten lassen, gibt es zahlreiche: Etwa die Konkurrenzgraphien *th* gegenüber *t* («Thochter» vs. «Tochter»), *tz* gegenüber *z* («Mertz» vs. «Merz» 'März'), oder die Doppelung der Konsonanten *n* oder *m* («ganntze» vs. «ganze» oder «nammens» vs. «namens»). Auch auf anderen sprachlichen Ebenen kann Variation beobachtet werden: Etwa in der Bildung der Vergangenheitsform (die Verwendung von Perfekt oder Präteritum, z.B. «starb» vs. «gestorben»), bei der Verkleinerungsform *-lin* (z. B. «das Töchterlin» vs. «das Töchterlein» 'Töchterlein') oder auf der Satzebene, wenn auf eine Präposition ein Ortsname folgt (z.B. «auf Davos» vs. «nach Davos» 'nach Davos').

Das Phänomen der *th*- und *t*-Schreibungen möchte ich im Folgenden anhand des Sprachgebrauchs von Johann Antoni, der fast 40 Jahre lang an der Chronik schrieb, näher beschreiben. Grammatiken und Forschungsliteratur zeigen, dass der Gebrauch von *th* und *t* im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert schwankte. Normierungsversuche gab es in dieser Zeit bereits, doch erst im Juni 1901 wurde auf der II. Orthographischen Konferenz in Berlin offiziell beschlossen, die *th*-Schreibung abzuschaffen. Wie verhält sich also Johann Antoni in seinen Einträgen? Nutzt er beide Varianten, bevorzugt er die konservative Form mit *th* oder zeichnet sich eine Präferenz gegenüber der sich später durchsetzenden *t*-Variante ab? Anhand von zwei ausgewählten Beispielwörtern sollen einige Überlegungen vorgestellt werden, die zeigen, wie Variation wissenschaftlich analysiert werden kann.

Zuerst möchte ich das Wort «Tochter» und die Variante «Thochter» in den Blick nehmen. Im Datenkorpus – in diesem Fall also in allen Einträgen von Johann Antoni – findet sich ein Eintrag aus dem Jahr 1732, der wie folgt lautet:

Auszug aus der Edition der Chronik Terz.

Quelle: Wendler, Ulf & Köhl, Markus (2025): Die Chronik Terz 1727–1811. Zunftbürger, Netzwerke und Alltag im Spiegel eines Haus- und Familienbuchs. Chur: Stadtarchiv Chur

[S.72.5a: 27.6.1747, Überschwemmung Sand]⁶⁹⁸

[S.72.5b: 1747, Arbeit des Ingenieurs Johannes Huber]

A[nn]o 1747. 27. Juny. Ist in der nacht daß wasser durch daß anhaltende Regenwetter solcher gestalten angegangen – daß es die schwelle auff dem Sand Sammbt dem fahl völlighen Hinder deß Sogenanten speckh[.]Hansen Häusely hinweckhg gerisen. // [S.73] So bey manns[.]gedennckhen nicht geschähen, vnd Ist dordurch die Plasaur dordurch so wüothig worden[,] daß es auch die schießhüttenbruckh, vnd daß ganntze Metzger[.]Brückhlin, völlighen Hinnweckh genommen, Hatt; wie auch fast alle



Noemi Adam-Graf stellt ihre Forschungsarbeit im April 2025 im Linguistischen Kolloquium der Universität Rostock vor.

Foto: Hanna Fischer

«A[nn]o 1732. den 20. Jenner Hatt der H[er]r Z[un]fft[m]eister[r] Joh[ann] Heinrich Mendtharth mit deß H[er]r Burgerm[eiste]r Tscharners Jungfr[au] Thochter hochzeit gehabt.» Im selben Jahr findet sich der folgende Eintrag: «A[nn]o 1732. Ist dem Vetter Lutzi Heimm, eine Tochter geboren, nammenß, Emerita.» Mit Blick auf diese beiden Textstellen kann angenommen werden, dass das Wort bei Johann Antoni in beiden Varianten vorkommt. Diese Annahme wurde anschliessend systematisch geprüft: In allen Einträgen wurde das Distanzmerkmal *th* codiert und der *t*-Variante gegenübergestellt. Bei «Tochter» und «Thochter» zeigt sich: In 57 von insgesamt 61 Belegen, das sind mehr als 90% der Belege, schreibt Johann Antoni das Wort mit *t*. Diese Auswertung legt also eine Präferenz für die Variante «Tochter» nahe.

Ein zweites Beispiel ist das Wort «Teil», sowie das Verb «teilen», das auf denselben Stamm zurückgeht und dadurch bei der Analyse ebenfalls mitgezählt wurde. In diesem Fall zeigt sich ein anderes Muster: Johann Antoni verschriftlicht diese Wörter insgesamt 25-mal, und in jedem Fall verwendet er die Schreibung mit *th*: «A[nn]o 1736. 20. hornung [20. Februar, N. A.-G.] habe den Zaun [...] machen Lassen Vnd habe für mein 1/2 Theil bezahlt [...]».

Für die sprachwissenschaftliche Forschung stellt sich an dieser Stelle die Frage, woher diese Verteilung stammt und welche Gründe die Variation erklären. Die vorliegenden Daten von Johann Antoni – nebst den vorgestellten Beispielwörtern wurden mehr als 80 weitere Wörter mit derselben Methodik untersucht – lassen mehrere Interpretationen zu. Die Position des *t* bzw. des *th* scheint nicht primär einen Einfluss auf die Schreibpraxis zu haben: Sowohl bei «Toch-

ter» als auch in «Teil», beispielsweise, steht das *t* bzw. *th* am Wortanfang. Vielmehr könnte vermutet werden, dass die Variation zwischen *th*- und *t*-Schreibungen erkennbaren, offenbar wortgebundenen Mustern folgt, die im Schreibusus von Johann Antoni stabil verankert sind. Dass die Schreibpraxis von Johann Antoni eine orthographische Entwicklung hin zu einem Abbau von *th*-Schreibungen reflektiert, könnte möglich sein, kann aber zum jetzigen Zeitpunkt nicht abschliessend beantwortet werden.

Dank dem Umstand, dass Einträge von drei Schreibern überliefert sind, können in einem nächsten Analyseschritt Vergleiche gezogen werden. In unserem konkreten Fall zu den *th/t*-Schreibungen lässt das Datenmaterial etwa zu, weitere Fragen zu stellen wie: Schreiben die Söhne Luzi und Bernhard auch gewisse Wörter mit *th* und andere mit *t*? Betrifft es dieselben Wörter? Lassen sich bei Luzi und Bernhard vergleichbare oder abweichende Schreibkonventionen erkennen? Das methodische Vorgehen lässt sich ferner auch bei anderen sprachlichen Merkmalen anwenden: Wie bereits erwähnt, soll unter anderem die Verwendung der Perfekt- und der Präteritumformen genauer beleuchtet und die Doppelung der Konsonanten untersucht werden.

Ziel in den nächsten zwei Jahren wird es also sein, eine Auswahl von sprachlichen Eigenheiten systematisch zu analysieren. Alle durchgeführten Einzelanalysen ergeben am Ende ein komplexes Gesamtbild, das anhand der Chronik der Familie Terz exemplarisch Auskunft über Dialektalität und Regionalität, über Schriftlichkeit und Mündlichkeit sowie über sprachliche Variation und sprachliche Stabilität gibt.

noemi.adam@kulturforschung.ch

STERBENDE «EISGEBURTEN» – VERSPRACHLICHUNG DER GLETSCHER



Gletscherschutz mit Vlies, wie hier auf der Diavolezza.

Quelle: Felix Keller

Jann Duri Bantli | In literarischen, wissenschaftlichen und allgemein gesellschaftlichen Diskursen werden Gletscher gegenwärtig beschrieben als eine Entität, die «stirbt», die es zu «pflegen» und zu «retten» gilt. Gletscher werden auf diese Weise nicht nur vermenschlicht, sie werden mit dem Historiker Mark Carey in den Bereich einer «endangered species», einer aussterbenden Spezies, gerückt. Gletscher sind somit nicht bloss «Gletscher», sondern sie werden hochgradig mit Bedeutung aufgeladen. Allerdings ist gerade die Zuschreibung wesensartiger Qualitäten auf Gletscher nichts Neues. Sie ist genauso alt wie der Versuch, für Gletscherphänomene eine passende Sprache zu finden. So ist bei Gottlieb Gruner (*Die Eisgebirge des Schweizerlandes*, 1760) die Rede von «Eisgeburten», die sich ins Tal bewegen. Allgemein bekannt sind auch Zuschreibungen auf den Gletscher in der Form von Körperteilen: den «Arm», den «Fuss» oder die «Zunge» eines Gletschers. Es sind sogenannte «tote Metaphern», die sich bereits dermassen im Sprachgebrauch festgesetzt haben, dass sie kaum mehr als Metaphern erkennbar sind.

Die Frage, wie Gletscher versprachlicht werden, scheint eng gekoppelt zu sein an eine grundsätzliche menschliche Auseinandersetzung mit respektive Annäherung an Gletscher.

Der aktuelle Diskurs über Gletscher ist geprägt von Anthropomorphismen, also Zuschreibungen menschlicher Qualitäten auf Nichtmenschliches: Gletscher «sterben» und man versucht, sie zu «retten». Diese Sprachbilder dienen der Bewältigung ihres Verschwindens. Gleichzeitig laden sie den Gletscher symbolisch mit Bedeutung auf. Damit beschäftigt sich ein Dissertationsprojekt am ikg in Zusammenarbeit mit dem Urner Institut Kulturen der Alpen.

Ein Blick in frühe Gletscherbeschreibungen macht deutlich, dass damals ein Vokabular für glaziale Phänomene mehrheitlich fehlte. So kam es zu verschiedenen kognitiven und sprachlichen Übertragungen aus anderen Sinnesbereichen. Hier knüpft dieses Dissertationsprojekt an. Es interessiert sich im Spezifischen für Zuschreibungen aus drei Bereichen: der Gewässer-Metaphorik, der Gebäude-Metaphorik sowie Anthropomorphisierungen. Aufgrund der zahlreichen Zuschreibungen wesensartiger Qualitäten auf Gletscher, die über das rein Menschliche hinausgehen, wird dieser dritte Bereich auf Tiere und übernatürliche Entitäten ausgeweitet.

DIE ÜBERSCHREIBUNG DES GLETSCHERS MIT GEGENSTÄNDEN AUS HAUS UND HOF

Der Bündner Sprachwissenschaftler Paul Zinsli versteht den Prozess der Versprachlichung in den Bergen als einen «Weg von unten hinauf» (*Grund und Grat*, 1945), der seinen Ausgangspunkt bei der menschlichen Behausung findet. «Von einem nächsten und innersten Kern, aus der Enge des einfachsten Daseins tastet sich die menschliche Rede nach allen Seiten in die weitere Umwelt vor, und sie bestimmt das Ferne und noch Unerschlossene, indem sie es immer wieder

mit den vertrauten Erscheinungen der eigenen körperlichen Wirklichkeit, des Lebens in Haus und Hof und den Dingen der täglichen Arbeit vergleicht, es auf sie zurückbezieht.»

Eine Reihe von Zuschreibungen menschlicher Kleidungsstücke auf den Gletscher zeigt, dass sich Zinslis Befund auch auf die Herausbildung einer Sprache für Gletscher übertragen lässt. So schreibt der Bündner Pfarrer Ulrich Campell in *Das alpine Rätien* (1573), dass «die höchsten Alpengipfel mit beständigem Schnee wie mit einem Kopftuch verhüllt erschienen.» Bei Nicolin Sererhard, einem anderen Bündner Pfarrer und Chronisten, heisst es Mitte des 18. Jahrhunderts, dass die «hervorragenden Gipfel [...] meistens weis bekappet oder mit weissen Gletscher Flecken versehen» seien (*Einfalte Delineationen aller gemeiner dreyen Bünden*, 1742). Und auch Placidus a Spescha, der bergaffine Benediktinerpater aus der Surselva, umschreibt einen Berg um 1800 als «weisen Kopf», der «mit einer mächtigen Schneekappe» bedeckt ist (Pater Placidus a Spescha: *sein Leben und seine Schriften* von Pieth und Hager, 1913). Als weitere Kopfbedeckungen tauchen in verschiedenen Gletschertexten beispielsweise ein «zugespitzter Zuckerhut», «eisige Kapuzen» oder eine «Firnhaube» auf. Gletscher bilden zudem einen «Eismantel» oder eine «Eisdecke». Aus einer gegenwärtigen Perspektive, die geprägt ist durch das rasante Schmelzen der Gletscher, erinnern die verschiedenen Kleidungsstücke auf kuriose Art und Weise an die gängige kulturelle Praxis des Gletscherschutzes. Dabei wird der Gletscher mit einem das Sonnenlicht reflektierenden Vlies bedeckt, in der Hoffnung, dadurch das Schmelzen zu verlangsamen. Beispiele solcher

«Gletscherbekleidungen» finden sich am Rhonegletscher oder auf der Diavolezza. Hier eröffnet sich ein Bezug zum «Gletschersterben»: Der österreichische Fotograf Lois Hechenblaikner bezeichnet Gletscherabdeckungen auf seiner Webseite passenderweise als «Leichtentücher», die über den Gletscher gelegt werden.

Ein weiteres Beispiel von Zuschreibungen auf glaziale Phänomene, die aus dem menschlichen Lebensumfeld von Haus und Hof gespeist werden, ist die wiederholte Bezugnahme auf Werkzeuge. Beispielsweise werden Eisgebilde assoziiert mit dem Aussehen von «Pfeilen» und «Nadeln». Andernorts bilden sie einen «messerscharfen blauen Eisgrat». Eine historische Gletscherbeschreibung erwähnt zudem eine Eiswand des Lauteraar-Gletschers im Berner Oberland, die als «Zinke-Gletscher» bezeichnet wird. In der Gegend von Hospental im Kanton Uri wird um 1800 ein «Rundenbiel-Firn» erwähnt. Zudem krümmt sich ein Gletscher wie eine «Sichel», ist eine «Brücke», die über eine Querspalte führt, aus einer schmalen «Eisklinge» gebildet, oder der befirnte Biancograt des Piz Bernina wird als «Himmelsleiter» bezeichnet. Auffallend ist zudem eine Reihe von Bezügen zur Landwirtschaft. So stellt der bereits erwähnte Nicolin Sererhard einen Gletscherabschnitt auf der Schesaplana aufgrund dessen Form und Oberflächenbeschaffenheit in Analogie mit einem «gepflugten Aker, an dem [sic!] die Furchen noch zu spüren sind.»

Auf eine tiefgreifende Verflechtung zwischen Mensch und Gletscher, die über eine rein instrumentelle Beziehung hinausgeht, verweist auch die Überschreibung des Gletschers



No. 216 Morteratschgletscher N.-O.

Ein «silberschuppiger Lindwurm» – der Morteratsch-Gletscher aus der Luft.

Quelle: Mittelholzer, *La Suisse à vol d'avion*, 1933 / Kulturarchiv Oberengadin

Die sich zurückziehende
«Zunge» des
Pers-Gletschers
heute.

Quelle: Marco Volken



mit Nahrungsmitteln. Am geläufigsten ist wohl die «Gletschermilch». Der Genfer Horace Bénédict de Saussure, Autor der bekannten *Voyages dans les Alpes* (1779), bezeichnet die grossen, oft gefährlichen Blöcke oder Säulen aus Gletschereis, die dort entstehen, wo sich der Gletscher über einen steilen Untergrund bewegt, in Anlehnung an eine traditionelle Käsesorte aus den französischen Alpen als «Sérac». Ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert stammt der Vergleich eines Eisgebildes, das sich an der unteren Seite eines Gletschers befindet, mit einem «Klumpen von purem Eis, wie ein Brod gestaltet, rund und glatt» (Gabriel Walser, *Kurz gefasste Schweizer-Geographie*, 1770). Aus dem frühen 19. Jahrhundert, aus einem Verzeichnis der Gletscher im Urserental im Kanton Uri, gehen zudem der «Vorderlebkuchenstok Firn» respektive der «Hinterlebkuchenstok Firn» hervor.

TIERFIGUREN AUF DEM GLETSCHER

Während die bisher erwähnten Zuschreibungen den Gletscher vor allem über Alltagsnähe und Vertrautheit fassbar machen, können diese unter anderen Wahrnehmungsbedingungen kippen. Wo Licht fehlt, Orientierung schwindet oder Gefahr spürbar wird, entzieht sich hochalpines Eis dem Vertrauten und tritt in den Bereich des Unheimlichen. Nicht selten erscheinen in diesem Fall Tierfiguren auf dem Gletscher. Max Frisch assoziiert die abgrundtiefen Gletscherspalten mit «aufgerissenen Fischmäulern», die «klaffen und gähnen» (*Antwort aus der Stille*, 1937). Wiederholt taucht

auch die Schlange auf, beispielsweise im Roman *Die grosse Angst in den Bergen* (1925) von Charles Ferdinand Ramuz. Darin sieht der Hauptdarsteller «den ganzen Gletscher, der angefangen hat, sich mit dem Rücken von oben nach unten zu bewegen, der Länge nach, wie eine Schlange.» Die Beschreibung in einem Fotobuch aus den 1930er-Jahren assoziiert den Morteratschgletscher mit einem «silberschuppigen Lindwurm» (Mittelholzer, *La Suisse à vol d'avion*, 1933). In einem alpinistischen Text aus dem 19. Jahrhundert heisst es über den Hüffir im Kanton Uri, dass dieser sich als «ein weitgreifender Arm polypenartig aus der schauerlichen Wildniß bis in das grünende Ruppleten- oder Maderanertal hinabstreckt» (Georg Hoffmann, *Wanderungen in der Gletscherwelt*, 1843). Und im Schelmenroman von Alphonse Daudet, *Tartarin in den Alpen* (1885), greift der Autor gar auf die prähistorische Tierwelt zurück: Eine Vielfalt von bizarren Eisgebilden haben dort das Aussehen von «Türmen, Pfeilen, Nadeln, Graten und riesigen Buckeln». Sie lassen einen vermuten, «unter ihnen liege ein prähistorisches Mastodon oder ein Megatherium» verborgen. Eine zeitgenössische Assoziation zwischen Gletscher und Tier liefert zudem der Journalist Sven Behrisch im Fall des Birchgletschers oberhalb von Blatten. Er beschreibt den Gletscher als «ein riesiges, verletztes Tier, das im Sterben liegt und mit dem man unglaubliches Mitleid haben muss» (*Das Magazin*, 5. Juli 2025). Dieses Beispiel zeigt, dass die Überschreibung des Gletschers mit Tierfiguren im Spezifischen und seine

Vermenschlichung im Allgemeinen im Kontext des Klimawandels vor allem als Emotionalisierung und Moralisierung des Diskurses zu verstehen sind, während sie früher eher kulturellen Bewältigungsversuchen eines als bedrohlich oder unfassbar wahrgenommenen Naturphänomens dienten.

ÜBERNATÜRLICHE WESEN ALS AUSDRUCK VORMODERNER WELTDEUTUNGEN

Neben verschiedenen Tierformen erscheinen auch übernatürliche Entitäten auf dem Gletscher. Sie sind Ausdruck einer vormodernen menschlichen Wahrnehmung von Natur als einer beseelten Lebenswelt, die sich in einem Spannungsfeld bewegt zwischen Bewunderung und Angst. Spuren davon sind beispielsweise in den Schilderungen der Erstbesteigung des Piz Bernina von Johann Coaz zu finden (*Tagebuch Bernina-Besteigung*, 1850). Die Eistrümmer erscheinen dabei wie «Gletscher Kobolde», die Coaz und seinen Begleitern einen Ausweg aus dem Gletscher zu versperren scheinen. Im Kontext der Touristifizierung des Oberengadins wiederum werden dem Gletscher auf erklärende Art und Weise weitere Wesen eingeschrieben. So bewohnen dort «Feen» den Gletscher. Oder der Gletscher wird als ein «schlafender Riesendrache» beschrieben, der aufdringliche Besuchende mit Steinen bewirft. Zum Riesen fügt sich später der Gigant, beispielsweise in der Form des «gigantischen Roseg-Gletschers». In gegenwärtigen Beschreibungen alter Gletscherstände und Eiszeiten tauchen «Eisriesen» oder «Eiszeitriesen» auf. Der Autor Leo Tuor wiederum geht in der Gegenwart des extremen Gletscherschwundes noch einen Schritt weiter und assoziiert die Gletscher mit Göttern, wenn er schreibt: «Ach, die Gletscher. Entflohen wie die Götter» (*Auf der Suche nach dem verlorenen Schnee*, 2016).

DER GLETSCHER ALS BEDROHUNG

Während uns heutzutage das immer schnellere Verschwinden der Gletscher aus dem Landschaftsbild unheimlich erscheint, fürchteten unsere Vorfahren vor allem das Vorrücken der Gletscher. Eine solche Bedrohung zeigte sich oft an Alpwiesen und Alpgebäuden, die unmittelbar an Gletscher und Firne grenzen. Der Zürcher Arzt Johannes Hegetschweiler berichtet 1825 in *Reisen in den Gebirgsstock zwischen Glarus und Graubünden* aus dem Tödi-Gebiet von «neuen Eroberungen der Gletscher und der Zerstörung gu-

ter Weideplätze». «Der Gletscher regiert», heisst es dann. Handkehrum «geben Gletscher Land zurück», wenn sie sich zurückziehen. An Moränen sind in diesem Fall «Merkmale ihres früheren Daseyns» zu sehen. Der Gletscher wird hier zumindest latent als Landnehmer beschrieben, der durch sein Vordringen die Basis landwirtschaftlicher Existenz, die Weidefläche, untergräbt. Die Bedrohung, die vom Gletscher ausgeht, zeigt sich auch in der Metapher der «kalten Umarmung», die sich dem organischen Leben entgegenstellt. Regelmässig werden zudem akustische Sinneseindrücke mit einer Gefahrenlage in Verbindung gebracht. Diese treten vor allem bei milden Temperaturen auf, wenn der Gletscher schmilzt. Bei Charles Ferdinand Ramuz ist ein «Gelächter» und ein «Husten» des Gletschers zu vernehmen. Und der Arzt Karl Franz Lusser aus Altdorf erwähnt 1834 in *Der Kanton Uri, historisch, geographisch, statistisch geschildert* das «Brüllen der Firne», das namentlich bei Föhnlage zu vernehmen ist, wenn die wärmeren Temperaturen im Inneren des Gletschers zur Herausbildung von Spalten führen.

GLETSCHERPFLERGE DAMALS UND HEUTE

Die Überschreibung des Gletschers mit Lebewesen resultiert aus der menschlichen Auseinandersetzung mit dem Gletscher und dem Bedürfnis, für ihn eine Sprache zu finden. Das war früher so und ist in der Gegenwart nicht anders. Doch heute gilt es nicht mehr, das unbegreifliche Ausmass von hochalpinem Gletschereis, sondern vielmehr die Dimension seines rasanten Schwundes kognitiv und sprachlich zu fassen. So haben Gletscher gegenwärtig nicht bloss ein «Alter», wie es bereits in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hiess, sondern sie haben verschiedene «Lebensphasen». So überrascht es kaum, dass Gletscher inzwischen, genauso wie kranke Menschen, gepflegt werden. Beispielhaft dafür ist das Projekt MortAlive, das den Morteratsch-Gletscher im Engadin durch künstliche Beschneidung erhalten will und explizit von einer «Gletscherpflege» spricht. Allerdings ist eine solche Rede von der «Gletscherpflege» nicht neu und lässt sich bis ins späte 19. Jahrhundert zurückverfolgen – damals eher als satirische Zuspitzung im Kontext touristischer Zurichtung und bürgerlicher Ordnungsvorstellungen, während sie heute in einem ökologischen Krisen- und Rettungsdiskurs des Klimawandels anzusiedeln ist. In *Tartarin in den Alpen* (1885) heisst es über die Schweizer Gletscher: «Die Pflege der Gletscherspalten gehört zu

den größten Unkosten der Gesellschaft.» Auf ähnliche Weise schreibt Mark Twain in seiner satirischen Reisebeschreibung *Bummel durch Europa* (1880): «Na, der Gletscher ist doch in einem unmöglichen Zustand. Hier wird ein Gletscher überhaupt nicht gepflegt. Die Moräne hat um ihn herum Kies verschüttet und ihn ganz schmutzig gemacht.» Um den Gletscher reinzuhalten, schreibt Twain, würde man ihn gar «tünchen». Auch Leo Tuor bezieht sich auf das menschliche Intervenieren am Gletscher. Er geht noch einen Schritt weiter und klagt die radikale Zurichtung des Gletschers an: «Die Imperatoren des weissen Schnees haben die Berge geglättet, den Gletscher behandelt, Steine liquidiert, Wald umgeworfen, Erde aufgewühlt, Kanonen aufgerichtet, Natur beleuchtet.» Diese Beispiele verdeutlichen, dass das aktuelle Pflegen und Behandeln des Gletschers diesen systematisch als Objekt positioniert. An ihm werden Eingriffe vorgenommen, er steht zur Disposition.

DER STERBENDE GLETSCHER

In der Gegenwart dominiert zweifellos der Diskurs über den «sterbenden» Gletscher. So schreibt die Südostschweiz im Jahr 2021, dass der Bifertenfirn im Tödi-Gebiet «auf dem Sterbebett liegt». Drei Jahre später ist dessen Gletscherzunge «weggestorben». Gletscher werden in der Gegenwart auch «zu Grabe getragen», so geschehen im Rahmen einer «Ge-

denkfeier» am Pizol-Gletscher im Jahr 2019. Damals wurde «mit einem Trauermarsch Abschied vom toten Pizol-Gletscher» genommen, wie es in der Presse heisst. In Erinnerung an das verschwundene Eis ist im Gletschervorfeld eine aus Steinen gelegte Inschrift zu lesen: «RIP» – requiescat in pace respektive rest in peace. Solche Strategien der Personalisierung des Gletschers emotionalisieren den Diskurs und sind im Bereich des Politischen anzusiedeln.

In Zeiten, in denen Gletscher sterben und Eis tot ist, ist es auch nicht verwegen, dass sich der Glaziologe Wilfried Häberli als «Sterbebegleiter» seines Forschungsgegenstandes bezeichnet. Das Verhältnis zwischen Gletscher und Glaziologe wiederum thematisiert der Roman *EisTau* (2011) von Ilija Trojanow. Die beiden erscheinen darin «wie ein altes Liebespaar», bei dem einer «schwer erkrankt» und der andere nichts dagegen tun kann. Der Glaziologe schlüpft dabei in die Rolle des «Arztes», der eine «Diagnose» stellt und die Unabwendbarkeit des «Verfalls meines Gletschers» sowie dessen «Verlust» einsehen und akzeptieren muss. Ein letzter Besuch vor Ort verdeutlicht: «Kein lebender Gletscher. Bruchstücke nur, einzelne Glieder, als wäre sein Leib von einer Bombe zerfetzt worden.» So werden die übriggebliebenen Stücke von Gletschern mit Vlies überdeckt, unter denen «ein ausgemergelter Gletscher röchelt», bis er irgendwann «verendet».

jann.bantli@kulturforschung.ch



«RIP» – requiescat in pace.
Die Erinnerung an den verschwundenen Pizol Gletscher.
Quelle: Matthias Huss, 2024



Traueranzeige:
Eine «Gedenkfeier» für den Pizol-Gletscher.
Quelle: Hannes Bucher, 2019

MIT GESCHICHTEN DIE STADT NEU ERLEBEN



Der Sennhof von seiner malerischen Seite.
Bestand Anton Henney / Fotostiftung Graubünden

Thomas Barfuss und Cordula Seger | Eine frühe Schlüssel-szene, wenn es um das Miteinander von Literatur und Tourismus geht, führt in eine «kleine Stadt am Fuße der Alpen»: Der 1761 erschienene Briefroman *Julie oder Die neue Héloïse* von Jean-Jacques Rousseau war einer der grössten belletristischen Erfolge des 18. Jahrhunderts und zugleich ein Meilenstein für den aufkommenden Fremdenverkehr in der Schweiz. Begeisterte Reisende machten sich mit dem Buch in der Hand auf den Weg nach Clarens an den Genfersee, wo Rousseau die Liebesgeschichte zwischen St. Preux und Julie ansiedelte. Goethe etwa blickte 1779 andächtig und unter Tränen auf die Szenerie einer ungekünstelten Liebe, während der russische Schriftsteller Nikolaj Michailowitsch Karamsin 1789, auf den Spuren seines Lieblingsbuchs wandelnd, überzeugt war, den Felsen gefunden zu haben, «der so viel Anziehendes für St. Preux hatte und wo er an Julie schrieb». Bis zur Jahrhundertwende folgten Tausende: Die

In Kooperation mit dem Verein graubünden Cultura, der sich im Auftrag des Kantons mit der Förderung, Sichtbarmachung und Weiterentwicklung des Kulturtourismus in Graubünden befasst, arbeiten Thomas Barfuss und Cordula Seger an einem Literaturführer durch Chur. Das Projekt zielt auf eine attraktive Publikation, die zugleich als inspirierende Grundlage für die Entwicklung kulturtouristischer Angebote dienen soll. Mit seinem sprachlich gediegenen Mix von Storytelling, Wissensvermittlung und räumlicher Erfahrung bietet das Buch Material für Literaturführungen, Podcasts oder auch Events. Und dank des anregenden Austauschs mit Chur Tourismus kommt dem Projekt Modellcharakter zu.

Angehörigen einer privilegierten Gesellschaftsschicht – darunter besonders viele Engländer – konnten es sich leisten, den Besuch der «heiligen Örter der Héloïse» mit einem mehrwöchigen Aufenthalt am Genfersee zu kombinieren.

LITERATUR UND TOURISMUS

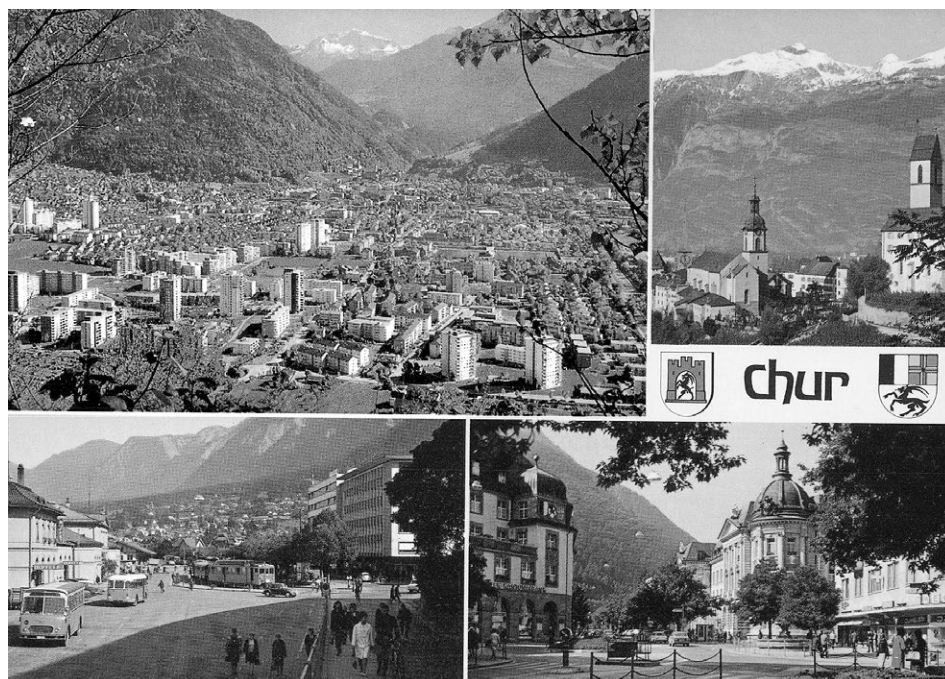
In der Literaturwissenschaft rückte das Interesse an der realen Verortung von Literatur seit dem so genannten «spatial turn» Ende der 1980er-Jahre in den Fokus und liess neue Forschungsfelder wie etwa die Literaturtopografie entstehen, die mittels kartografischer und räumlicher Konzepte die Beziehung zwischen Literatur, Raum und Landschaft analysiert. Dabei zeigt sich, dass sich stark literarisierte mit stark touristifizierten Landschaften überschneiden. In Graubünden etwa löst sich dies seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert besonders sprechend im Oberengadin ein – die Roman- und in jüngerer Zeit insbesondere wiederum die

Krimidichte ist überwältigend. Unter dem Stichwort «Begeh-
bare Literatur», wie der Titel von Raphaëla Knipps litera-
tur- und kulturwissenschaftlicher Studie zum Literaturtou-
rismus lautet, sind in den letzten Jahren zudem zahlreiche
Artikel und Publikationen erschienen, die mit dem Bereisen
literarischer Schauplätze eine spezifische Praktik der Litera-
turrezeption untersuchen.

Als Literaturwissenschaftler:innen sind wir (selbstredend)
überzeugt davon, dass die Literatur Orte und ihre Geschich-
ten ungeheuer lebendig macht. Wir wissen, dass Leserinnen
und Leser im konkreten Durchstreifen eines Schauplatzes
ihrer Lektüre gern eine sinnliche Dimension hinzufügen;
umgekehrt weckt auch der Besuch eines Orts nicht selten
überhaupt erst das Bedürfnis, mehr über seine Geschichte
und Geschichten zu erfahren. Literatur kann beides – zum
konkreten Ort hinführen und über den konkreten Ort hin-
ausführen. Damit dies jedoch möglich ist, müssen die lite-
rarischen Grundlagen dafür erst sorgfältig recherchiert,
kontextualisiert und ausgewählt werden. Ein einziger Ro-
man als literarischer Führer, wie dies Rousseau, aber auch
Lord Byron oder Schillers *Wilhelm Tell* noch bieten konnten,
greift heute zu kurz. Mit Blick auf Chur empfehlen sich zahl-
reiche Autor:innen, auf deren Spuren die Stadt zu entdecken
oder neu zu erfahren ist.

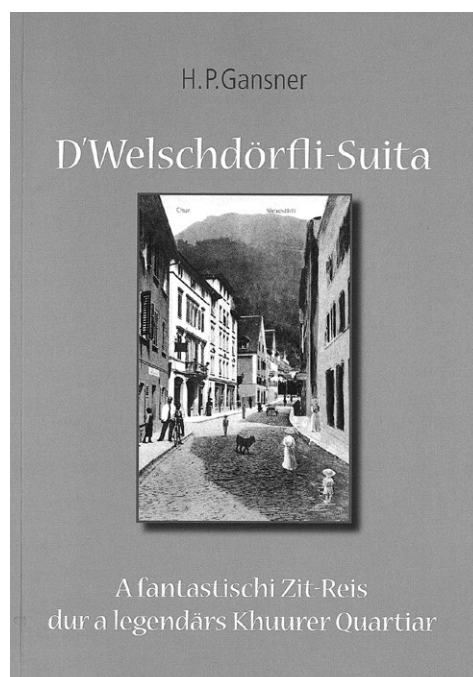
IM SPIEGEL DER LITERATUR

Chur hat viel zu erzählen: In der Altstadt hallen die Gassen
wider von den Geschichten berüchtigter Galgenvögel und
gefeierter Freiheitshelden, während das Lacuna-Quartier
vom Aufbruch in die Moderne berichtet. Die Plessur rauscht
am Welschdörfli vorbei, dem Hans Peter Gansner eine poeti-
sche Suite gewidmet hat, während man mit Reto Hänni den
Lauf der unterirdischen Mühlbäche neu entdecken kann. Im
Hotel Steinbock litt Rilke unter Kopfschmerzen, und Dürren-
matts Kriminalschriftsteller rang mit der provinziellen Stille.
Im «Stern» liess es sich Brecht gutgehen, während Thomas
Bernhard eine seiner berühmten Schimpftiraden über die
Stadt niedergehen liess. Doch es gibt auch die anderen, die in
Chur Hoffnung schöpfen, wie die Protagonist:innen in Ketty
Fuscus Familienroman. In Katharina Hess' Erzählungen er-
scheint Chur als die Stadt der Behörden, die sowohl in krimi-
nalistischer Hinsicht wie auch bei der Stadtplanung bemer-
kenswert fortschrittlich agieren. Philipp Gurt macht eine
Zeitreise ins Chur von 1947, während die Leser:innen mit
Oscar Peers Protagonist Hannes in die späten 1960er-Jahre
eintauchen. Und just diese Zeit hat in urbanistischer Sicht
wohl niemand so stark geprägt wie Thomas Domenig, des-
sen Drang, zu machen, Margrit Sprecher in einer Reportage
anschaulich eingefangen hat.



Ansichtskarte der Stadt Chur von 1966.

Bestand Photoglob / Fotostiftung Graubünden



Hans Peter Gansner hat dem Quartier,
in dem er aufgewachsen ist, 2019
eine lyrische Hommage gewidmet.



Kolorierte Ansicht vom Bahnhof auf die Churer Altstadt, um 1900.

Bestand Photoglob / Fotostiftung Graubünden

CLUSTER ALS FLEXIBLES ORDNUNGSPRINZIP

Der Literaturführer zu Chur möchte sich als Modell für ganz Graubünden und darüber hinaus empfehlen. Deshalb war es uns im Prozess wichtig, verschiedene Ordnungsprinzipien auf ihre Tauglichkeit zu testen, wobei neben der Verortung von Literatur in der Stadt auch die Konstellation (von Texten und Autor:innen), die sich daraus ergibt, im Auge zu behalten waren. Eine autorenspezifische Anordnung vergibt sich den Reiz des überraschenden und erhellenden Aufeinander-treffens bestimmter Texte, Geschichten und Autor:innen vor Ort. Ein herkömmlicher Rundgang auf einem vorgegebenen Pfad durch die Stadt führt nicht nur zu einer übergrossen Fülle von Inputs beziehungsweise in der Folge zu einer drastischen Reduktion des Materials, sondern auch zu einer dem Gegenstand unangemessenen Schliessung. Gesucht ist also eine Ordnung, die in gediegener Buchform, als personale Führung oder in einer auf verschiedene Medien übertragbaren Materialbasis funktioniert und dabei neu kombiniert und gegebenenfalls erweitert werden kann.

Das Cluster als örtliche Verdichtung von Literatur und Architektur, Themen und Storytelling erfüllt alle diese Anforderungen. Es erlaubt zudem, die bisherige Konzentration kulturtouristischer Führungen auf die Altstadt um spannende Einblicke in die umliegenden Quartiere (Masans, Lacuna, Rheinquartier) zu erweitern. Zudem ist es möglich, Cluster nach Belieben zu thematischen Spaziergängen zu kombinieren, sei es auf den Spuren von Exilanten und Durchreisenden, von herausragenden Frauen und berühmten Autor:innen oder von historischen Figuren oder Räubergestalten. Eines der zwölf geplanten Cluster, die sich mit Literatur

aus dem 18. Jahrhundert bis heute – von der historischen Erzählung über die Mundartsuite und den Kriminalroman bis hin zum zeitgenössischen Rap – befassen, widmet sich dem Sennhof. Dabei stehen literarische Umsetzungen von Aus- und Einbrüchen im Mittelpunkt: Autoren wie Silvio Huonder, Theo Candinas oder Pascal Beer haben sie fulminant in Szene gesetzt. Der Text auf der folgenden Doppelseite, ein Ausschnitt aus dem Sennhof-Cluster, soll einen Einblick in die laufende Arbeit geben.

FÜHRUNGEN IM TEST

Drei Cluster-Entwürfe bekamen die Teilnehmenden unseres ersten Testrundgangs am 27. Oktober letzten Jahrs zu hören, zu der die Churer Stadtführer:innen von Chur Tourismus auf freiwilliger Basis eingeladen worden waren. Ein wesentlicher Bestandteil des Projekts besteht nämlich im Austausch mit den Touristiker:innen und den Verantwortlichen für die Führungen vor Ort. Im Anschluss an die Führung fand denn auch eine anregende Feedbackrunde statt, bei der verschiedenste Aspekte eingehend diskutiert werden konnten. Die wertvollen Rückmeldungen fliessen nun in die weitere Textarbeit sowie in den geplanten Serviceteil ein.

Und die Probeführung stiess auf Anklang: in der weiteren Zusammenarbeit mit Chur Tourismus werden die Grundlagen verfeinert, so dass die literarischen Spaziergänge von den bewährten Stadtführer:innen umgesetzt werden können und für alle Interessierten buchbar sind. Erst einmal aber soll Ende dieses Jahrs der reich bebilderte Churer Literaturführer erscheinen.

WO DIE WILDEN KERLE WOHNTE: DER SENNHOF

DER STOCKERSEPP WIRD DAUERGAST IM SENNHOF

Im Jahr 1817 erwarb der Kanton das Sennhofgebäude in Chur und benützte es fortan als Zuchanstalt. Ein ehemaliger Churer Zuchthausverwalter namens E. Patzen hat 1893 das Schicksal eines der ersten Häftlinge erzählt, die im neuen Gefängnis einsassen. Seine «Kriminalerzählung», die den Fall «Stockersepp vor dem Kantonsgericht in Chur im Jahr 1816» schildert, wirft auch ein Licht auf den damit eingeleiteten Übergang zu einem modernen Gefängniswesen. Ohne dichterische Ambition erzählt Patzen «nach Originalakten» von Josef Brunett alias Stockersepp, für den wegen fortgesetzten Diebstahls zunächst die Todesstrafe gefordert wurde «zur Abschreckung Anderer vor ähnlichen Verbrechen». Schliesslich wurde er nach altem Brauch vom Scharfrichter an den Pranger gestellt und zum Spiessrutenlaufen «durch die obere Reichsgasse bis zum obern Thor» gejagt. Anschliessend kam er aber doch noch in den zweifelhaften Genuss eines zeitgemässen Strafvollzugs. Beim Prozess war über den Angeklagten noch gesagt worden: «Auf der Strasse ist Josef Brunett geboren, auf der Strasse und im Gebüsch erzogen worden». Mit der Eröffnung der neuen Zuchanstalt wurde der Sennhof dann aber für lange Jahre sein unfreiwilliges Dach über dem Kopf – er wurde «zu lebenslänglicher öffentlicher Arbeit» eingezogen und sass 25 Jahre «im Schellenwerk Sennhof» – wegen eines Fluchtversuchs sogar einige Jahre länger als von Rechts wegen vorgesehen.

SILVIO HUONDER: DIE HEIMAT ALS GEFÄNGNIS

Die Handlung von Silvio Huonders historischem Roman *Die Dunkelheit in den Bergen*, erschienen 2012, führt ebenfalls ins frühe 19. Jahrhundert zurück. Huonder nimmt darin den verbürgten Mordfall in der Bonaduzer Weihermühle zum Anlass, um ein Graubünden zu zeigen, in dem ein modernes Polizei- und Justizsystem erst im Aufbau begriffen ist. Der im Sennhof amtierende neue Verhörer Baron Johann Heinrich von Mont weiss das nur zu gut: «In den Gerichtsgemeinden des Kantons herrschten Anarchie und Missbrauch. Recht wurde nach Gutdünken gesprochen. Die einflussreichen Familien in den entlegenen Talschaften und Gemeinden wollten weder Macht abtreten noch Geld abführen.»

Der Roman beginnt 1821 mit der Rückkehr zweier Churer aus langjährigen ausländischen Kriegsdiensten. Abends in ihrer Heimatstadt angelangt, stehen sie vor verschlossenen

Stadttoren. So beschliessen die beiden, sich auf altbekannten Schleichwegen Zutritt zu ihrer Vaterstadt zu verschaffen: «Am Fuß des bischöflichen Weinbergs half Karl Rauch seinem Wanderfreund Hostetter, auf einen Nussbaum zu klettern. Der Baum stand dicht an der Stadtmauer. Dahinter verbarg sich der Hof der Seifensiederei. Hostetter war bereits oben, reichte Rauch nun die Hand und half ihm, ebenfalls auf den Baum zu klettern. Nacheinander hangelten sie sich an einem großen Ast auf die andere Seite der Mauer und ließen sich fallen. Sie landeten wie geplant im Hof, standen auf und tranken am Brunnen einen großen Schluck frisches Wasser. Endlich zu Hause, sagte Hostetter und wischte sich mit dem Handrücken den Mund ab.»

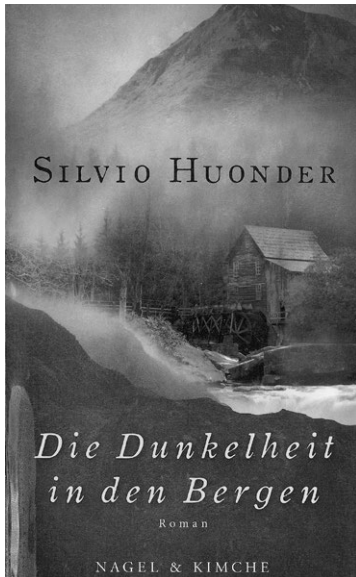
Aber dann sieht alles plötzlich so anders aus: «In den Jahren ihrer Abwesenheit war der Durchgang in die Süßwinklgasse durch eine unüberwindbar hohe Mauer und ein schweres Holztor versperrt. Das Tor war verriegelt und zusätzlich mit einem Eisenschloss versehen.» Nicht schwer zu erraten, wo die beiden Churer hingeraten sind: In den Sennhof, der während ihrer Abwesenheit seine neue Funktion erhalten hat.

DAVID FRANKFURTER:

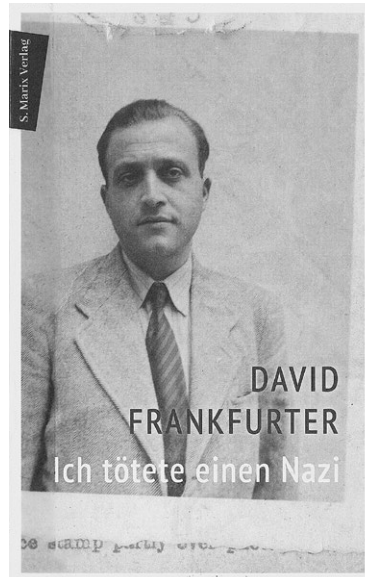
«ICH TÖTETE EINEN NAZI»

Der international wohl bekannteste Häftling im Churer Sennhof war zwischen 1936 und 1945 David Frankfurter. Am 4. Februar 1936 erschoss der jüdische Student Frankfurter in Davos den Leiter der NSDAP-Landesgruppe Schweiz, Wilhelm Gustloff, um sich gegen den in Deutschland formierenden systematischen Judenhas zur Wehr zu setzen. Der Prozess katapultierte Chur ins internationale Rampenlicht. Frankfurter hatte gehofft, dass seine Tat die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf das verbrecherische Nazi-regime lenken würde. Dazu hielt er in seiner Autobiografie fest: «Die Augen der Welt waren für wenige Tage auf die kleine graubündnerische Hauptstadt Chur gerichtet. Wer saß auf der Anklagebank? Ein junger jüdischer Student oder die Machthaber des Dritten Reiches? Das war die Frage, um die es wirklich ging.»

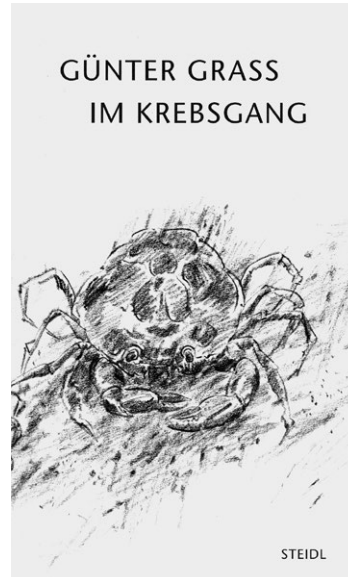
Der Angeklagte wurde zu 18 Jahren Zuchthaus verurteilt, und es wurde still um ihn, während Wilhelm Gustloff, der im nationalsozialistischen Deutschland bis dahin weithin unbekannt gewesen war, propagandistisch zu einem «Blutzeugen» aufgebaut wurde, nach dem in Hitlerdeutschland



In seinem Roman von 2012 rollt Silvio Huonder einen historischen Kriminalfall auf, der das Entstehen einer neuen Justizordnung in Graubünden um 1820 beleuchtet.



David Frankfurters Memoiren von 1948 erschienen 2022 zum ersten Mal ungekürzt auf Deutsch.



In einer Novelle von 2002 lässt Günter Grass den Häftling David Frankfurter im Churer Sennhof auftreten, im Mittelpunkt steht jedoch der Heldenkult um den ermordeten Nazi Wilhelm Gustloff.

Strassen und Schiffe benannt wurden. David Frankfurter hat das Churer Gefängnis als «alten düsteren Bau» in Erinnerung behalten. Man legte ihm hier als erstes «die braun und schwarz gestreifte Sträflingskleidung an und schnitt mir das Haar in entstellendster Weise mit der Zentimetermaschine radikal ab. In dieser Verfassung sieht natürlich jeder Mensch kriminell aus. Hatte ich bisher alles gefasst ertragen, so verließ mich in diesem Augenblick der Einkleidung doch die Selbstbeherrschung. Ich riss mir selbst die Zivilkleidung vom Leibe und stampfte mit den Füßen darauf. Der erschrockene Wärter verließ fluchtartig den Raum und schlug die Türe krachend hinter sich ins Schloss.» Die tägliche Routine – Frankfurter wurde zumeist in der Gefängnisweberei eingesetzt – erwies sich als zermürbend. «Das Nachtgeschirr im Raume, das nur morgens und abends geleert werden durfte (eine entwürdigende, sinnlose Schikane, welche das Leben der Sträflinge noch mehr verbitterte) verpestete die Luft.» Erlaubt war das Schreiben eines Briefs pro Monat, der an die Familie zu gehen hatte. Bei Verstößen gegen die Gefängnisordnung oder Ungehorsam drohte Isolation im Dunkelarrest.

VON ROLF LYSSY ZU GÜNTER GRASS

Die Schweizermacher von 1978 gehört zu den erfolgreichsten Schweizer Kinofilmen. Darin nimmt Regisseur Rolf Lyssy die bürokratische Einwanderungspolitik der Eidgenossen

auf die Schippe. Lyssy hatte vier Jahre zuvor auch schon den Film *Konfrontation* gedreht, der die Geschehnisse um David Frankfurter und das Davoser Attentat neu aufrollt. Ausführlich wird darin der Prozess in Chur gezeigt, auch der Strafvollzug im Sennhof und der Tag von 1945, an dem Frankfurter durchs Tor der Haftanstalt in die Freiheit entlassen wird. Lyssys Film arbeitet in halbdokumentarischer Weise mit zeitgeschichtlichen Quellen, zum Beispiel mit Ausschnitten von Wochenschauen aus dem nationalsozialistischen Deutschland. Im Sennhof stellt er in nachgestellten Szenen die Häftlinge in der Weberei bei der Arbeit dar und überblendet diese Szenen mit dem Kriegsgeschehen. Frankfurter selbst schrieb in seiner Autobiografie: «Ich habe es in der Kunst des Webens allmählich zu einiger Fertigkeit gebracht, aber ich möchte diese an sich nicht unschöne Arbeit nie mehr aufnehmen. Webstuhl und Zuchthaus: für mich wurden sie zu Korrelaten, zu unlösbar miteinander verbundenen Begriffen.»

Frankfurter am Webstuhl – Günter Grass greift in der Novelle *Im Krebsgang* (2002) mehrfach auf dieses Bild aus dem Churer Sennhof zurück. Im Rückgriff auf Lyssys Film steht das Weben darin für die verstreichende Zeit – in Grass' Novelle wird immer wieder in die Nazijahre zurückgeblendet –, aber auch für ein komplexes historisches Gewebe, in das sich die Figuren der Gegenwart immer tiefer verheddern.

20 JAHRE AUSSENSTELLE IKG IN SILS IM ENGADIN



Mirella Carbone und Joachim Jung im Gespräch mit Flurina Graf.

Foto: Rachele Delucchi

Das ikg betreibt seit 2006 eine Aussenstelle in Sils im Engadin. Ihr leitet diese seit der Gründung und seid damit gewissermassen das Gesicht des ikg im Engadin. Könnt ihr kurz etwas zur Entstehungsgeschichte der Aussenstelle erzählen? Und wie seid ihr dazu gekommen?

Mirella Carbone: Das ikg hatte grosses Interesse an einer Aussenstelle in Südbünden, um so direkter im rätoromanischen und italienischen Teil Graubündens tätig sein zu können. Die Gemeinde Sils begrüsst dieses Vorhaben und erklärte sich bereit, die Einrichtung eines Kulturbüros des ikg hier zu unterstützen. Joachim und ich leben seit 1991 in Sils. Zuerst haben wir das Nietzsche-Haus betreut und dort mit der Vermittlungsarbeit begonnen, also mit Führungen, Kulturwanderungen und Vorträgen über Nietzsche. Später haben wir diese Vermittlungstätigkeit auf andere kultur-, literatur- und kunsthistorische Themen ausgeweitet, die mit dem Engadin und den benachbarten Südtälern zu tun hatten. 2005 endete unsere Anstellung als Kustoden im Nietzsche-Haus. Georg Jäger, der damalige Institutsleiter, erfuhr davon und fragte uns an, ob wir die ikg-Aussenstelle leiten würden. Wir sagten begeistert zu.

Was sind die Ziele dieser Aussenstelle?

Mirella Carbone: Wir vertreten das ikg im Engadin und in den Südtälern und stärken so dessen Sichtbarkeit. Es geht

Dieses Jahr feiert das ikg gleich zwei Jubiläen: die Institutsgründung vor 40 Jahren und die Eröffnung der Aussenstelle in Sils im Engadin vor 20 Jahren. Geleitet wird diese seit Beginn von den Literatur- und Kulturwissenschaftler:innen Mirella Carbone und Joachim Jung – Zeit, dass wir uns mit ihnen über ihre Arbeit unterhalten und die Aussenstelle etwas besser kennenlernen.

zum einen darum, die Resultate der Forschungsprojekte des ikg einer breiten Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Joachim Jung: Aber Georg Jäger waren auch die Kontakte zu anderen Kulturinstitutionen und -persönlichkeiten im Ober- und Unterengadin, im Bergell und Puschlav und sogar in den benachbarten italienischen Regionen Valchiavenna und Valtellina sehr wichtig.

Mirella Carbone: Dass ich Italienerin bin, war natürlich ein Vorteil.

Inwiefern unterscheidet sich die Aussenstelle in Sils vom ikg in Chur?

Mirella Carbone: Ich glaube, der Unterschied ist, dass von Anfang an die Wissensvermittlung und der Aufbau eines Netzwerks die Hauptaufgabe waren, verbunden natürlich auch mit Forschung. Wir hatten immer Forschungsprojekte, die sehr eng mit der Region verbunden waren. Zum Beispiel, als wir Schmuggel und Flüchtlingsbewegungen erforschten, bezogen wir uns auf unsere Grenzen zu Italien. Wenn ich über bildende Kunst forschte, wählte ich regionale Künstler wie Samuele Giovanoli.

Joachim Jung: Auch für die Wissenschaftsapéros suchen wir Themen aus, die einen Bezug zur Region haben und die Leute, die hier leben, interessieren. Beim Thema Klimawandel beispielsweise fokussierten wir auf die Frage, wie



Der Sitz des ikg in der Chesa Fonio in Sils.

Foto: Mirella Carbone



Mirella Carbone und Joachim Jung anlässlich der Eröffnung der Aussenstelle des ikg in Sils im Engadin, zusammen mit dem Leiter des ikg Georg Jäger, 27. Januar 2006.

Foto: Archiv EP/PL/Marie-Claire Jur

sich das konkret auf das Engadin auswirkt, wenn der Permafrost auftaut.

Mirella Carbone: Auch der letztjährige Wissenschaftsapéro zu «migrizioni verticali» hatte einen engen Bezug zur Region. Dabei wurde diskutiert, was es für die Region bedeutet, wenn hitzegeplagte Bewohnerinnen und Bewohner des Tieflandes in den Bergen Zuflucht suchen. Dazu wurden neben den Wissenschaftler:innen Andrea Membretti und Ellena Brandner auch Annina Coradi vom InnHub La Punt und Riet Fanzun vom Unterengadiner Verein Anna Florin eingeladen. Auch, wenn die Leute ihre Forschungsprojekte vorstellen, schauen wir immer, welchen Bezug diese zur Region haben. Und ferner ist für uns wichtig, dass die ausgewählten Themen und Formate sowohl Gäste als auch Einheimische ansprechen.

Welche Formate verwendet ihr zur Wissensvermittlung?

Mirella Carbone: Wir organisieren Referate mit anschließender Fragerunde, damit sich das Publikum einbringen kann. Ein- bis zweimal pro Jahr findet in der Chesa Fonio in Sils, wo auch unser Büro ist, ein Wissenschaftsapéro statt. Dabei handelt es sich um eine Podiumsdiskussion unter Einbezug des Publikums und – wie der Name schon sagt – mit darauffolgendem Apéro riche, an dem die Anwesenden auf unkomplizierte Weise miteinander ins Gespräch kommen können. Vor allem Einheimische interessierte die Reihe «Das Engadin leben», die bis 2025 zusammen mit dem Hotel Laudinella in St. Moritz organisiert wurde. Dabei wurden Persönlichkeiten aus dem Engadin und Bergell interviewt. Ebenfalls im Hotel Laudinella fand die Reihe «Kultur im Gespräch» statt, die Forschenden des ikg Gelegenheit bot, dem Publikum ihre Arbeit zu präsentieren. Unsere Aussenstelle hat auch mehrere Tagungen organisiert, darunter eine drei-

sprachige mit dem Titel «Sprachsprünge – Poetiken literarischer Mehrsprachigkeit in Graubünden» im Jahr 2014, aus der ein Tagungsband hervorging. 2022 realisierte die damalige Institutsleiterin Cordula Seger mit unserer Unterstützung und in Zusammenarbeit mit dem ISEK – Populäre Kulturen der Universität Zürich und Graubünden VIVA das Symposium «Die Alpen auf dem Teller» zur Kulinarik in den Alpen. Teil dieser Veranstaltung war auch eine Themenwanderung zur Crasta Farm im Fextal, die Joachim und ich leiteten.

Wie ist die Resonanz auf die Veranstaltungen, die ihr organisiert? Wie kommen sie in der Bevölkerung und bei den Gästen an?

Joachim Jung: Wissenschaftsapéros kommen immer gut an, weil die Teilnehmenden ihre Fragen und Gedanken nach der Öffnung des Podiums auch stärker selbst einbringen können als dies beim herkömmlichen Vortrags-Format möglich ist. Ausserdem bietet der anschliessende Apéro riche die Möglichkeit, mit den zum Thema eingeladenen Fachpersonen direkt ins Gespräch zu kommen. Darüber hinaus werden die Wissenschaftsapéros auch einfach als soziale Anlässe geschätzt, die einen zwanglosen Austausch in geistig anregender Atmosphäre ermöglichen.

Mirella Carbone: Ja, die Publikumsresonanz ist aber auch immer themenabhängig. Die Präsentationen von Antonia Bertschinger über die Hexenverfolgung in Graubünden und jene von Jann Duri Bantli über die Wahrnehmung des Morteratsch-Gletschers zwischen 1740 und heute zogen viele Leute an. Insgesamt sprechen unsere Veranstaltungen vor allem ältere Leute an. Gerne würden wir in Zukunft auch weniger traditionelle Formate ausprobieren, die ein jüngeres Publikum anziehen.

Was gab es in diesen 20 Jahren Aussenstelle ikg in Sils aus eurer Sicht für Höhepunkte?

Mirella Carbone: Zu den Höhepunkten gehört meiner Meinung nach der Anlass zum hundertsten Geburtstag der Autorin und Fotografin Annemarie Schwarzenbach im Jahr 2008. Mit Unterstützung von Georg Jäger organisierten wir eine grosse internationale Tagung im Herbst und gaben eine Publikation heraus. Daraus sind Kontakte entstanden, die weitergewirkt haben. Wir haben die Schwarzenbach-Forschung durch diese Tagung neu belebt.

Joachim Jung: Sehr wichtig war auch die bereits erwähnte fünfjährige Forschung zum Schmuggel und den Flüchtlingsbewegungen im Fextal und Bergell während des Zweiten Weltkriegs, die auch auf Interviews mit Zeitzeugen basierte. Es war eindrücklich, wie sich die Einheimischen öffneten, als sie merkten, wie sehr wir an ihrer persönlichen Geschichte interessiert waren. Das war sehr schön.

Wie seid ihr zu diesem Forschungsprojekt gekommen?

Mirella Carbone: Wir haben gemerkt, dass das Thema die Gäste beeindruckt, und haben auf privater Basis einen Vortrag zum Thema ausgearbeitet, den wir im Bergell hielten. Als Marius Risi, der damalige ikg-Leiter, davon erfuhr, fand er, an diesem Thema müssten wir weiterarbeiten. Am Anfang ging es nur um Schmuggel, bis wir den damaligen Chef des Grenzwachtpostens Graubünden, Martin Sprecher, kennengelernt haben.

Joachim Jung: Genau, jemand sagte uns, dass der im Fextal einen fulminanten Vortrag über die Flüchtlinge gehalten habe. Durch ihn eröffnete sich uns, was die Dokumente angeht, eine Welt.

Mirella Carbone: Die Dokumente zeigten, wie der Schmuggel während des Zweiten Weltkriegs mit der Flüchtlingsthematik verbunden war. Es waren nämlich oft Schmuggler, die die Fliehenden aus Italien über die Grenzübergänge im Gebirge begleiteten.

Hinzu kamen die Zeitzeugenberichte. Ältere Einheimische aber auch ehemalige Flüchtlinge haben durch ihre persönlichen Erinnerungen die Informationen aus den Archivdokumenten wesentlich ergänzt und verlebendigt.

Besteht das Besondere an der Aussenstelle darin, dass sie so nah an den Menschen und ihren Geschichten ist und ihr durch diese Nähe erkennt, welche wichtigen Themen noch wenig erforscht sind, und dass ihr Zugang zu den Zeitzeugen als Quelle habt?

Joachim Jung: Ja. Im Laufe der Jahre ist das Vertrauen in uns gewachsen, so auch die Bereitschaft der Bevölkerung, ihr Wissen mit uns zu teilen und vorhandene Dokumente für unsere Forschung zur Verfügung zu stellen.

Mirella Carbone: Und das wäre wahrscheinlich vor 25 Jahren nicht geschehen, weil wir damals Fremde waren. Aber wir sind die Fremden, die geblieben sind. Und wir haben wirklich Interesse. Das schätzen die Menschen.

flurina.graf@kulturforschung.ch



Themenwanderung ins Fextal, anlässlich des Symposiums «Die Alpen auf dem Teller», 2022.

Foto: Cordula Seger



Vernissage zum Tagungsband «Annemarie Schwarzenbach. Werk, Wirkung, Kontext» mit verschiedenen Beiträger:innen und den Veranstalter:innen, Hotel Waldhaus Sils im Engadin, 2010.

Foto: Hedy Margrit Müller

«BAUERNKRIEG» OHNE KRIEG



Das Tagungsgeschehen in vollem Gange: Florian Hitz referiert über die Bauernbewegung in den Drei Bünden.

Foto: Michael Kasper, vorarlberg museum

Am 26. September 2025 fand im vorarlberg museum in Bregenz eine Tagung des Arbeitskreises für interregionale Geschichte des mittleren Alpenraums (AIGMA) statt. Die Veranstaltung war dem Thema des «Bauernkriegs» von 1525 gewidmet.

Florian Hitz | Als sich die Reformation in Stadt und Land verbreitete, standen die Bauern gegen die Feudalherrschaft auf. Da und dort im Deutschen Reich kam es zum Sturm auf ein reiches Kloster. Die in regionalen «Haufen» zusammengeschlossenen Aufständischen verstanden es jedoch auch, ihre Anliegen klar zu artikulieren – in «Artikeln», langen Forderungskatalogen. Aber noch im Jahr 1525 wurde die revolutionäre Bewegung von den Truppen der Fürsten brutal niedergeschlagen. Etwa 75 000 Bauern wurden massakriert.

Wie verlief der Bauernkrieg im AIGMA-Gebiet (Graubünden, St. Gallen, Liechtenstein, Vorarlberg)? Eigentlich fand er hier gar nicht statt. Es traten zwar aufmüpfige evangelische Prediger auf; es gab Unruhen und kleinere Klosterstürme; «Artikel» wurden verfasst – aber grössere Kriegshandlungen gab es nicht zwischen Alpenkamm und Bodensee. Warum nicht? Das war die Frage, die über der Bregenzer Tagung stand.

Den Vortragsreigen eröffnete Janine Maegraith (University of Cambridge) mit einer Keynote zur Stellung der Frauen im Hintergrund der «sozialen Revolution des Gemeinen Mannes», wie der Bauernkrieg auch genannt wird. Maegraith konzentrierte sich auf das Beispiel von Tirol, einer jener Regionen ausserhalb des AIGMA-Perimeters, in denen der Bauernkrieg tatsächlich ein Krieg war.

Das Aufbegehren in der Fürstabtei St. Gallen stellte Arman Weidenmann (Stadtarchiv St. Gallen) dar. Die Empörung in den Herrschaften Vaduz und Schellenberg (nachmals Fürstentum Liechtenstein) war das Thema von Fabian Frommelt (Liechtenstein-Institut und Historischer Verein für das Fürstentum Liechtenstein). Über die Unruhen in den österreichischen Vogteien zwischen Feldkirch und dem Arlberg referierte Manfred Tschaikner (Geschichtsverein Bludenz). Den Aufruhr der Werdenberger gegen ihre gestrengen Glarner Herren schilderte Heinz Gabathuler (Historischer Verein der Region Werdenberg). Über die evangelisch inspirierten Proteste der Leute des Klosters Pfäfers berichtete Jakob Kuratli (Stiftsarchiv St. Gallen). Welche sozialen, wirtschaftlichen und kirchlichen Postulate die Bündner Gemeinden in den Ilanzer Artikelbriefen von 1524 und 1526 vorbrachten, erklärte Florian Hitz (ikg und Historische Gesellschaft Graubünden). Die Drei Bünde waren ein Sonderfall: Hier verfügten die Bauern über politische Mitwirkungsrechte. Der Bischof von Chur hingegen war ein schwacher Territorialherr, der keine Repression ausüben konnte. Wegen der Ilanzer Artikel floh er ins Tiroler Exil.

Die vom Museumsdirektor Michael Kasper geleitete Bregenzer Tagung war gut besucht; das Publikum strömte auch aus dem Prättigau, dem Churer Rheintal und der Surselva, ja sogar aus dem Engadin und dem Bergell an den Bodensee.

florian.hitz@kulturforschung.ch

NEUERSCHEINUNGEN 2025

La frontiera dalle uova d'oro. Contrabbando di uomini e di merci tra Valtellina e Val Poschiavo (1800–1950)

Il volume esplora la storia della frontiera italo-svizzera tra la Valtellina e la Val Poschiavo dal 1800 al 1950, e il fenomeno del contrabbando che, come strategia di sopravvivenza e di arricchimento, ha caratterizzato quest'area per secoli, plasmando profondamente l'identità della popolazione. I confini non sono solo linee di separazione, ma luoghi di incontro e di scambio economico, sociale, culturale. Nei periodi di crisi, e soprattutto durante la Seconda guerra mondiale, il contrabbando si è intrecciato con l'espatrio di fuggiaschi in cerca d'asilo e con le lotte di liberazione. La ricerca si basa prevalentemente su fonti mai studiate in precedenza e rivolge un'attenzione speciale ai protagonisti delle dinamiche transfrontaliere: valorizza la storia delle valli alpine di confine non solo come crocevia fondamentali per il traffico delle merci, ma come teatro di notevoli vicissitudini umane spesso ignorate dalla storiografia.

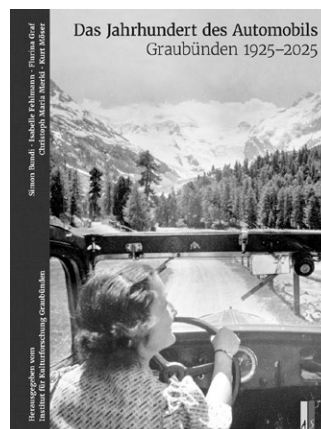


Andrea Paganini
**La frontiera dalle uova d'oro.
 Contrabbando di uomini
 e di merci tra Valtellina e Val
 Poschiavo (1800–1950)**
 a cura dell'Istituto di ricerca sulla
 cultura grigione
 Rubbettino Editore,
 Soveria Mannelli, 2025
 Hardcover, 640 pagine
 Prezzo di vendita: CHF 48.00

ISBN: 978-88-498-8369-5

Das Jahrhundert des Automobils. Graubünden 1925–2025

Graubünden – bis 1925 mit seinem Autoverbot ein europäischer Sonderfall. Seitdem haben Motorfahrzeuge auch im Alpenkanton die Welt verändert. Erst seit 1925 ist Autofahren in Graubünden (fast) uneingeschränkt erlaubt. Der späte Start ist längst aufgeholt, heute besitzen die Bündnerinnen und Bündner pro Kopf sogar mehr Autos als der Rest der Schweiz. In den vergangenen 100 Jahren erlebte Graubünden alle Vorteile, Reize und Herausforderungen dieser Erfindung, die Alltag und Tourismus grundlegend veränderte. Schöne Strassen ermöglichten Landschaftserlebnisse, derweil der Strom der Massenmotorisierung eine Autobahn und Umfahrungen nötig machte. Fünf Forscherinnen und Forscher präsentieren die Geschichte des motorisierten Verkehrs in Graubünden in ihrer ganzen Spannweite, ergänzt durch Mobilitätsporträts von Menschen unterschiedlicher Altersgruppen. Eine Geschichte über eine persönliche Maschine, die emotional und verkehrspolitisch nicht wirkmächtiger sein könnte.



Simon Bundi, Isabelle Fehlmann,
 Flurina Graf, Christoph Maria Merki
 und Kurt Möser
**Das Jahrhundert des Automobils.
 Graubünden 1925–2025**
 Herausgegeben vom Institut
 für Kulturforschung Graubünden
 AS Verlag, Zürich, 2025
 Hardcover, 320 Seiten, mit zahl-
 reichen Abbildungen
 und historischem Bildmaterial
 Verkaufspreis: CHF 49.00

ISBN: 978-3-03913-070-2

Dialekt in Gesellschaft und Schule. Variation und Wandel in Gebrauch und Wahrnehmung des Alemannischen

Im Mittelpunkt des Tagungsbandes zur 20. Arbeitstagung zur alemannischen Dialektologie im Herbst 2022 – organisiert vom Institut für Kulturforschung Graubünden (ikg) und von der Pädagogischen Hochschule Graubünden (PHGR) – stehen aktuelle Tendenzen und Forschungsfragen der alemannischen Dialektologie mit einem Schwerpunkt auf «Dialekt in Gesellschaft und Schule». Damit wird ein Beitrag zur vertiefenden Diskussion um die Rolle von alemannischen Dialekten in verschiedenen gesellschaftlichen und bildungspolitischen Kontexten geleistet.

Die Beiträge decken thematisch ein breites Spektrum ab: Vom Schriftspracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Standard über die Entwicklung kritischer Sprachbewusstheit in der Schule und die Entstehung neuer Varietäten durch Dialekt- bzw. Sprachkontakt bis hin zu Fragen zu Spracheinstellungen. Darüber hinaus richtet sich ein perzeptionslinguistischer Fokus auf das dreisprachige Graubünden; zudem werden der Dialektgebrauch in der digitalen Kommunikation sowie Standpunkte und Topoi zum Varietätengebrauch in Deutschschweizer Kindergärten thematisiert. Ausserdem werden Fragen zur sprachlichen Stabilität und zu Variation und Wandel im Alemannischen diskutiert. Neben Analysen zu Bedeutung, Gebrauch und Wandel alemannischer Dialekte erfolgen zudem detaillierte Analysen der Strukturen und Formen des Alemannischen.



Susanne Oberholzer und Noemi Adam-Graf (Hrsg.)
Dialekt in Gesellschaft und Schule. Variation und Wandel in Gebrauch und Wahrnehmung des Alemannischen
Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik – Beihefte, Band 199
Franz Steiner Verlag, Stuttgart, 2025
Hardcover, 370 Seiten,
verschiedene Abbildungen
Verkaufspreis: CHF 96.00
ISBN: 978-3-515-13897-0
E-Book: Open Access

Bildungschancen durch Mehrsprachigkeit an rätoromanischen Volksschulen

Dieser Synthesebericht fasst die wichtigsten Erkenntnisse aus einem Forschungsprojekt zusammen, das vom Institut für Kulturforschung Graubünden (ikg) und der Pädagogischen Hochschule Graubünden (PHGR) gemeinsam konzipiert und von 2019 bis 2023 realisiert wurde.

Das inter- und transdisziplinäre Projekt untersuchte an zwei rätoromanischen Schulen die Bildungschancen von Kindern mit einer anderen Erstsprache als Rätoromanisch oder Deutsch. Basierend auf den Erkenntnissen aus einer umfassenden Situationsanalyse wurden vom Projektteam gemeinsam mit Akteurinnen und Akteuren vor Ort ausgewählte Massnahmen konzipiert und umgesetzt.

Der Bericht geht auf die Ursachen von tendenziell tieferen Schulleistungen ein, beleuchtet begünstigende Faktoren für eine erfolgreiche Schullaufbahn und formuliert Empfehlungen zur Verbesserung der Bildungschancen von Kindern mit einer anderen Erstsprache als Rätoromanisch oder Deutsch an rätoromanischen Schulen.



Flurina Graf und Cordula Seger
Bildungschancen durch Mehrsprachigkeit an rätoromanischen Volksschulen
Softcover, 54 Seiten,
verschiedene Grafiken

Der Bericht kann als PDF auf kulturforschung.ch unter e-Publikationen heruntergeladen werden.

2026

DEN LAUFEND AKTUALISIERTEN VERANSTALTUNGSKALENDER
FINDEN SIE AUF DER WEBSEITE DES INSTITUTS FÜR KULTURFORSCHUNG:

www.kulturforschung.ch

Impressum

Verein für Kulturforschung Graubünden
Institut für Kulturforschung Graubünden
Reichsgasse 10
CH-7000 Chur
Telefon +41 81 252 70 39
info@kulturforschung.ch
www.kulturforschung.ch

Geschäftsführung Verein/Leiterin Institut: Rachele Delucchi
Geschäftsführung Verein/Leiterin Institut bis September 2025: Cordula Seger
Administration: Monika Glück
Präsident Verein/Stiftung: Hans Peter Michel
Redaktion *Mitteilungen*: Flurina Graf
Gestaltung: GYSIN Konzept + Gestaltung, Chur
Druck: Casutt Druck & Werbetechnik AG, Chur

www.kulturforschung.ch